Die Würger von Paris.

Von

C. Guéroult und P. de Couder.

Mit einem Prolog:

Die Würger Indiens

von

Méry.

Deutsch

von

A. Kretzschmar.

Vierter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1863.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Erstes Capitel.

Der Bruch.

Wir haben bereits erzählt, daß nach dem Tode des Grafen und der Gräfin von Givré, der Witwe des im Duell gefallenen Vicomte und des von den Aerzten aus dem Weg geräumten Chevaliers, alle Güter dieser Familie in die Hände des Onkels des verstorbenen Grafen, des Bruders der Witwe, übergegangen waren.

Dieser fuhr fort das Schloß Givré an den Ufern der Saone zu bewohnen, und hatte trotz seines unermeßlichen Vermögens nicht aufgehört die bescheidene Existenz eines Landmannes zu führen, der blos von dem Einkommen seines eigenen väterlichen Erbtheils lebte, ohne das seiner Schwester und seiner Neffen anzurühren.

Der alte Baron Hector von Givré betrachtete sich in der That nur als Nutznießer oder vielmehr als einfachen Bewahrer und Verwalter jenes Vermögens, in Abwesenheit der eigentlichen Erbin Diana von Givré, welche, wie man glaubte, während des Aufenthaltes ihrer Mutter in Versailles und kurze Zeit vor dem tragischen und unerklärlichen Abenteuer, welches dem Leben der Gräfin Hermine ein Ziel gesetzt, von Zigeunern geraubt worden war.

Ward Diana jemals wiedergefunden, so wollte der

Baron Hector ihr über die Güter ihrer Familie an Capital und Zinsen genaue und gewissenhafte Rechnung ablegen.

»So lange ich nicht die Gewißheit von dem Tode meiner Großnichte habe,« sagte er, »kann von diesem ganzen Besitzthume nichts mir gehören und ich werde weder über einen Thaler Geld, noch über eine Klafter Mauer, noch über einen Acker Land verfügen.«

Seine unbeugsame Rechtschaffenheit blieb dieser vorgezeichneten Linie treu, und der alte Mann, der hartnäckig an der Idee festhielt, daß Diana noch lebe, daß sie früher oder später wieder zum Vorschein kommen werde, wies die Einflüsterungen des Pfarrers von Givré zurück, der während einer schweren Krankheit des Barons, wo derselbe in Todesgefahr schwebte, ihm rieth, die in seinen Händen aufgehäuften Reichthümer nicht todt liegen zu lassen, sondern dieselben vielmehr der Geistlichkeit seiner Provinz zu schenken.

Alle diese näheren Umstände hatte der Graf Cardiano-Cardiani in Erfahrung gebracht, seitdem Jacques Herbin's Manuscript ihm die Spur der Erbschaft verrathen, und er war von der Geschichte der Familie Givré, die durch das, was Frau von B ... ihm in ihrem Salon in Gegenwart der Frau von Prie und ihrer Tochter Louise erzählt, vervollständigt worden, genau genug unterrichtet, um durch das Wachrufen dieser Erinnerungen auf Pelagie's Gemüth einzuwirken.

Dies that er auch mit großer Geschicklichkeit und wahrhafter Beredsamkeit.

Er begann damit, ihr zu zeigen, daß sie, sobald die

Beweise ihrer Geburt beisammen wären, was nicht lange dauern werde, nicht umhin könne, ihren Namen und ihren Rang wieder anzunehmen, daß das Andenken an ihre Mutter ihr dies zur Pflicht mache und daß die großen Reichthümer, die als ein unfruchtbares Depositum in den altersschwachen Händen des Barons Hector, ihres Großonkels, ruhten, eine jugendliche fromme Hand erwarteten, die eine nie versiegende Quelle von Wohlthaten daraus mache.

Aber wie sollte sie in der Welt erscheinen? Was sollte sie antworten, wenn man ihre Vergangenheit befragte, wenn der Neid oder die Neugier wissen wollte, was die Tochter der edlen Grafen von Givré von dem Tage an gemacht, wo sie aus Versailles entführt worden?

Sollte sie die tragische Geschichte ihrer armen Mutter erzählen, die furchtbare Rache Laura's, die Vormundschaft der angeblichen Frau von Saint-Phar, ihre in einer Spielhölle in der unmittelbaren Nähe aller Laster verlebte Kindheit, ihre Flucht, die Folgen ihrer Vereinsamung, ihrer Unerfahrenheit, der Beispiele, welche sie vor Augen gehabt, ihre leichtfertige Existenz, ihre Intriguen und ihre Liebschaften?

»O nein! niemals! Lieber will ich sterben, als alles dies offenbar werden lassen!« rief Pelagie, indem sie sich das Gesicht mit den Händen bedeckte.

Es mußte demgemäß eine ehrliche, eine unschuldige Kriegslist ausfindig gemacht werden.

Nur eine Heirat konnte Pelagie's Vergangenheit decken. Als Gattin des ehemaligen Parlamentsprocurators hatte sie das Recht, überall mit aufrechtem Haupte zu er-

scheinen. Herr Desescameaux gehörte einer alten, edlen Juristenfamilie an, welche, wenn sie auch den Givrés an Rang nicht gleichstand, doch ebenfalls eine glänzende Rolle gespielt hatte.

Zwischen die Mündel der Frau von Saint-Phar, die Operntänzerin, die »Demoiselle« und Diana von Givré mußte der Name des Herrn Desescameaux fallen wie ein dichter Vorhang und jeden indiscreten Blick hemmen.

»Folglich,« sagte zum Schlusse Meister Martin, denn man darf nicht vergessen, daß für Pelagie der Graf Cardiano-Cardiani noch nicht existirte, »folglich, wie schmerzlich Ihnen auch das Opfer sein möge, so werden Sie es doch muthig bringen. Sie werden Herrn von Roswil den Abschied geben, Sie werden den ehemaligen Procurator heiraten und sofort nach Ihrer Vermälung sich als Diana von Givré zu erkennen geben.«

»Aber,« sagte Pelagie, deren durch diese Enthüllung, welche ihre ganze Existenz umgestaltete, beinahe wankend gemachter Verstand dennoch gegen den Willen zu kämpfen suchte, der auf diese Weise nach Belieben über ihr Schicksal verfügte, »aber als Sie das erste Mal auf dem Quai des Ormes zu mir kamen, um mit mir über diese Heirat zu sprechen, schienen Sie ein anderes Ziel im Auge zu haben. Damals handelte es sich darum, den Neffen und die Nichte des Herrn Desescameaux zu plündern, und Sie werden sich erinnern, mittelst welcher Drohungen Sie mich zwangen, Ihren Plänen zu dienen. Heute dagegen ist dies Alles ganz anders.«

Meister Martin ward durch diese auf die Vergangenheit bezügliche Interpellation durchaus nicht in Verlegenheit gesetzt, sondern antwortete im natürlichsten Tone:

»Wie, Sie haben ernstlich geglaubt, ich verfolgte eine so strafbare Absicht? Entsinnen Sie sich doch meiner eigenen Worte: »Durch Schwelgerei hat dieser elende Desescameaux das Unglück der Seinigen herbeigeführt. Seine widerwärtigen Leidenschaften haben seine Mündel Nelly in einen Abgrund von Leiden gestürzt. Es sind die letzten Zuckungen seiner Leidenschaften, die ihn noch heute unter dem schimpflichen Joch einer Magd festhalten und ihn bewegen, zwei arme Waisen, die Kinder der Person, die er entehren wollte, zu enterben. Er muß auf demselben Wege, der ihn zum Bösen geführt, wieder zum Guten zurückgeführt werden. Die bestrickende Schönheit einer Tänzerin machte ihn vor fünfunddreißig Jahren seinen Pflichten gegen seine Familie untreu, und es muß deshalb ein ebenso schönes, ebenso verführerisches Weib auf den Greis einen entgegengesetzten Einfluß ausüben.« Das war es, was ich damals zu Ihnen sagte.«

»Später aber haben Sie andere Absichten erklärt.«

»Sie zögerten auf meine Anträge einzugehen und dennoch bedurften wir Ihrer. Ich glaubte deshalb, ich würde Ihren Willen eher beugen können, wenn ich Sie ein wenig schreckte, und da Sie Mißtrauen gegen die Uneigennützigkeit meiner Handlungsweise zu erkennen gaben, so affectirte ich eine cynische Sprache. Ich sehe wohl, Sie sind noch nicht überzeugt. Wohlan, heiraten Sie Herrn Desescameaux. Steht es dann nicht in Ihrer Macht, zu Gunsten der Kinder Nelly's zu thun, was Sie wollen — sei es nun mit dem Vermögen Ihres Gemals, der Ihnen nichts abschlagen wird, sei es mit den unermeßlichen Mitteln, in deren Besitz Sie gelangen werden? — Ueberlegen Sie sich

Alles. Wenn ich auch die Absichten hätte, die Sie mir beimessen, stünde es wohl in meiner Macht, Sie abzuhalten, so zu handeln?«

»Das ist wahr,« sagte Pelagie.

»Lassen Sie mich übrigens zu Ende sprechen. Sie sehen mich heute zum letzten Male. Ich bin blos der Agent eines reichen, angesehenen Mannes, der sein ganzes Leben dem Gutesthun gewidmet hat. Schon befinden sich in diesem Augenblick und durch seine Vermittlung der Neffe und die Nichte des Herrn Desescameaux, Louis und Marie Vernot, in einer ganz vortrefflichen Stellung. So lange er in Bezug auf die Ausführung seiner Pläne nur mit einem armen Mädchen zu thun zu haben glaubte, gab er mir Auftrag, mich mit Ihnen zu verständigen, indem er mir hierbei völlige freie Hand ließ. Die Mittel waren meine Sache, ihn interessirte nur das Ziel. Jetzt dagegen hat sich die Scene geändert und der Diener hört auf ein williger Vermittler zu sein. Mein Herr, der Graf Cardiano-Cardiani wird morgen die Ehre haben, hier zu erscheinen und sich zu Diana von Givré's Verfügung zu stellen. Leben Sie wohl, Pelagie, überlegen Sie wohl, was ich Ihnen gesagt habe. Die Liebe des Chevalier von Roswil war für die ehemalige Figurantin der Oper, für die leichtfertige Kokette beinahe eine Rückkehr zur Tugend; für Diana von Givré aber wäre diese Liebe ein neuer Fall.«

Nachdem Meister Martin dies gesagt, hatte er sich entfernt und Pelagie ihren Betrachtungen überlassen. Er stieg wieder in seinen Fiaker und ließ sich nach Passy fahren, wo der Graf Cardiano-Cardiani im Laufe des Abends

Meister Filoche das Resultat seines Besuches in Nr. 13 der Rue des Minimes erzählte.

Filoche war durchaus nicht überrascht zu erfahren, daß die wirkliche Erbin des Grafen von Givré ihnen in die Hände gerathen war.

»Das ist sehr gut,« sagte er, »und das Glück überschüttet Sie mit den Beweisen seiner Gunst. Dennoch aber ist und bleibt die Sache mißlich.«

»Was bleibt mißlich, Meister Filoche?«

»Eben das Uebermaß Ihres Glückes. Was mich betrifft, so wäre mir eine falsche Diana von Givré, ein gutes Mädchen von unserer Erfindung, viel lieber gewesen, denn mit einer solchen hätten wir machen können, was wir gewollt hätten, während mit einer wirklichen Gräfin —«

»Nun, was wird mit der wirklichen Gräfin, wenn diese Pelagie, wie jetzt mich Alles vermuthen läßt, in der That die Tochter Herminens von Givré ist, geschehen?«

»Weiter nichts, als daß der Baron Hector, ihr Onkel, ihr das ihr zukommende Erbtheil leichter herausgeben wird, daß es aber für Sie schwieriger sein wird, sich desselben zu bemächtigen.«

»Es sind also einerseits einige Hindernisse und andererseits einige begünstigende Umstände weniger vorhanden — dies ist deiner Ansicht nach die gegenwärtige Situation, nicht wahr?«

»Ganz recht.«

»Wohlan, weißt Du wie man in der Arithmetik eine solche Combination nennt?«

»Nein, davon verstehe ich nichts.«

»Man nennt es eine Aequidifferenz.«

Diese wissenschaftliche Definition befriedigte Meister Filoche nur wenig und er hätte vielleicht den Grafen Cardiano-Cardiani ersucht, ihm etwas ausführlicher zu erklären, was eine Aequidifferenz sei; der Graf aber verabschiedete ihn, nachdem er ihm empfohlen, sich wieder zu dem Skelettfabrikanten zu begeben, denn es war dringend nothwendig, alle Elemente zusammenzubringen, welche geeignet waren, die Anerkennung der Gräfin von Givré durch den Baron Hector zu fördern.

Nun wissen wir, warum Pelagie sich nicht nach der Place Saint-Antoine begeben, wo der Chevalier und die Postchaise sie erwarteten.

»Mein Freund,« hatte sie zu ihm gesagt, als er sie mit sich fortzuziehen suchte, »wir müssen unseren Plänen entsagen — ich kann Ihnen nicht mehr folgen.«

Herr von Roswil, der durch diesen unerwarteten Entschluß schmerzlich überrascht ward, rief:

»Aber was ist Ihnen denn begegnet? Warum wollen Sie ein so feierlich gegebenes Versprechen nicht halten? Meine Hingebung verdiente wohl einen anderen Lohn.«

»Fragen Sie mich nicht,« entgegnete Pelagie, »denn ich könnte Ihnen nicht antworten.«

Vergebens erschöpfte der Chevalier sich in Bitten und Flehen, vergebens gerieth er in seiner Verzweiflung auf Augenblicke in Zorn und machte von Drohungen Gebrauch.

Pelagie blieb unbeugsam und unerschütterlich. Sie weinte, ihre Seele war eine Beute grausamer Martern, sie fühlte ihr Herz durch diesen Auftritt zerrissen, bei welchem

die Zärtlichkeit und die Heftigkeit ihres Geliebten abwechselnd die Oberhand zu behaupten suchten, aber sie hatte sich einmal vorgenommen, den geheiligten Namen ihrer Mutter nicht zu compromittiren, denselben vor jeder Berührung mit ihrer Vergangenheit zu bewahren, und Herr von Roswil mußte sich entfernen, ohne von ihr etwas Weiteres erlangt zu haben, als den zwanzigmal wiederholten Schwur, daß sie ihn immer noch liebe, daß sie nie einen Andern lieben werde als ihn, daß aber eine neue Pflicht, eine geheiligte und gebieterische Pflicht, es ihr unmöglich mache, ihr ihm gestern gegebenes Versprechen zu halten.

Der anfangs fast verzweifelnde, aber dann den Einflüsterungen seiner verwundeten Eigenliebe Gehör schenkende Chevalier reiste den nächstfolgenden Morgen nach seinem Landgute Tremblaie, ohne, wie er anfangs beabsichtigt, einen neuen Versuch bei Pelagie gemacht zu haben, und indem er sogar schwur, sie in seinem ganzen Leben nie wiedersehen zu wollen.

Er hatte die Idee gehabt, ihr zu schreiben, um ihr einen letzten Beweis von Zuneigung zu geben, ihr zu sagen, daß sie stets auf seine Hingebung rechnen könne, und daß er auf das erste Wort, auf den ersten Ruf wieder zu ihr eilen würde, aber nach reiflicher Ueberlegung that er von all' diesem nichts.

Die Liebe des Mannes hat stets eine starke Beimischung von befriedigtem Stolz und einem Gefühl von Herrschsucht, welches man nicht ungestraft beleidigt und dessen Groll ein hartnäckiger ist.

Bei dem Weibe dagegen ist die Liebe ganz Hinge-

bung, ganz Entsagung und jedes Opfer ist für sie etwas Natürliches.

Die Abreise des Chevaliers gab Pelagie wehrlos den Machinationen des Grafen Cardiano-Cardiani preis.

Filoche hatte sich zu dem angeblichen Doctor Louis begeben.

Bei dem ersten Worte des Würgers erklärte er diesem, dem Rathe des Doctor Savarus zu Folge, rund heraus, daß er selbst der gesuchte Doctor Peyrotte sei.

Filoche führte ihn sofort zu Regina's Vater, mit welchem er eine lange Unterredung in Bezug auf die Ereignisse hatte, die vor fünfzehn Jahren in dem Pavillon des Sackgäßchens des Vignes stattgefunden hatten.

Peyrotte hatte aber Diana niemals gesehen und gerade ein Augenzeuge war es, dessen der Graf Cardiano-Cardiani bedurfte.

Der Graf zeigte sich anfangs in seinen Mittheilungen sehr zurückhaltend und Peyrotte beschränkte sich seinerseits auf bündige Beantwortung der an ihn gerichteten Fragen, indem er that, als habe er nicht die mindeste Kenntniß von den Beweggründen des Schrittes, den man in Bezug auf ihn gethan.

Dennoch trat ein Augenblick ein, wo Regina's Vater, wenn er überhaupt etwas Ordentliches von dem Doctor erfahren wollte, sich endlich erklären und ihm sagen mußte, daß es sich um nichts weniger handle als die Identität einer Person zu constatiren, welche recht wohl die Tochter der Gräfin von Givré sein könne.

»Aber,« unterbrach ihn Peyrotte, »nichts ist leichter als

dies, wenn nämlich diese Person in Paris ist. Schon morgen, ja schon heute können Sie Aufklärung hierüber haben.«

»In Paris ist die betreffende Person allerdings, da Sie aber die junge Diana niemals gesehen haben —«

»Ich selbst habe sie freilich niemals gesehen, aber ich weiß Jemanden, der sie sofort wieder erkennen würde, und wenn Ihnen daran liegt, so will ich Ihnen diese Person zuführen.«

»Wenn mir daran liegt?« rief der Graf Cardiano-Cardiani, der das große Interesse, welches er an dieser Angelegenheit nahm, nicht länger verhehlen konnte; »wenn mir daran liegt? Ich habe Sie ja blos deswegen rufen lassen und seit einer Stunde sprechen wir von nichts Anderem.«

Er wollte sagen, daß er seit einer Stunde an nichts Anderes dachte, denn er hatte, wie wir bereits erwähnt, nicht aufgehört seine Worte zu messen und sich sorgfältig zu beobachten.

»Nun wohlan, wer ist denn dieser Jemand?« hob er wieder an.

»Es ist Laura, Lambert's ehemalige Geliebte, die, welche Diana von Givré dem Abbé Jacques Herbin raubte, welcher die Kleine wiederum ihrer Mutter gestohlen hatte.«

»Also Frau von Saint-Phar?«

»Ganz recht. Sie hatte, wie Sie leicht begreifen werden, diesen Namen angenommen, um in einer gewissen Sphäre eine bessere Figur zu spielen. Sie hat Diana von Givré erzogen, sie ungefähr zehn Jahre bei sich behalten und würde sie noch bei sich haben, denn sie hatte mit diesem Kinde große

Pläne; eines schönen Tages aber ergriff Pelagie die Flucht.«

»Sie nennen sie Pelagie?«

»So hatte Frau von Saint-Phar sie genannt.«

»Und können wir diese Laura zu sehen bekommen, können wir sie der Person, um welche es sich handelt, gegenüberstellen?« fragte der Graf Cardiano-Cardiani, den die eigenthümliche Gruppirung aller dieser Ereignisse zu blenden begann.

»Sobald Sie es wünschen. Laura oder Frau von Saint-Phar, wie Sie nun dieselbe nennen wollen, bewohnt mit mir das alleinstehende Haus, wohin Ihr Diener mir vor Kurzem, Sie wissen schon was, brachte.«

»Sie sprechen wohl von meinem Intendanten, den ich zu Ihnen geschickt hatte — von Herrn Durand?«

»Ah so! Durand heißt er?«

»Und was brachte er Ihnen früher in Ihr alleinstehendes Haus?«

»Cadaver!« antwortete Peyrotte, indem er den Grafen fest anblickte.

»Aber, großer Gott, zu welchem Zwecke denn?« rief der Graf, indem er ein Gefühl des Abscheues und der Ueberraschung affectirte.

»Sie wissen also wohl nicht, welches Handwerk ich betreibe? Herr Durand hat Ihnen nicht gesagt —«

»Ah, jetzt besinne ich mich. Sie sind Verfertiger beweglicher Skelette. Aber wie zum Teufel verschaffte Herr Durand, der erst seit einigen Wochen in meinem Dienste steht, sich dieses widerwärtige Material?«

»Ich muß Ihnen offen gestehen,« sagte Peyrotte in sorglosem Tone, und um dieses Thema, welches er vielleicht bereute angeregt zu haben, kurz abzuschneiden, »daß ich ihn niemals darnach gefragt habe, denn die Sache war mir gleichgiltig und die Neugier ist nicht mein Fehler.«

»Da haben Sie vollkommen Recht und die Neugier ist ein Fehler, gegen welchen man wohlthut, auf seiner Hut zu sein. Doch kommen wir auf unsere Angelegenheit zurück. Wann werden Sie mir Frau von Saint-Phar zeigen, Herr Peyrotte?«

»Noch heute, Herr Graf.«

»Heute — gut. In zwei Stunden wird die Person hier sein.«

Sobald Peyrotte fort war, ließ Regina's Vater seinen Wagen anspannen und beauftragte Filoche, Pelagie in der Rue des Minimes abzuholen und hierherzubringen, indem er ihm zugleich einschärfte, ihr nichts von der ihr bevorstehenden Begegnung mit der Person, von welcher sie so viel erdulden müssen, zu sagen.

Zweites Capitel.

Im Schlosse Kerouet.

Regina verfehlte nicht den Brief abzusenden, welchen Jules von Bervilly an seine Mutter geschrieben und den er die Schwäche oder vielmehr die Feigheit gehabt, ihr anzu-

vertrauen, damit sie seines Bruches mit ihrer Nebenbuhlerin Louise von Prie vollständig versichert sein könnte.

Wir sind jetzt im Schlosse Kerouet.

Es ist Abend. Die Sonne ist seit einigen Secunden hinter den grauen Strandfelsen verschwunden, ein dunkelrother matter Wiederschein bezeichnet aber noch am Horizonte die Stelle, wo sie untergegangen.

An einem der schmalen Fenster des Schlosses stand eine unbewegliche Gestalt und blickte hinaus auf die Abendlandschaft.

Von diesem Fenster aus sah man jenseits eines hügeligen Heidekrautfeldes den schmalen Fußsteig, welchen das sich verengende kleine Thal bildete, an dessen Eingang der mittelalterliche Herrensitz der Kerouet stand.

Dieser Weg schlängelte sich ungefähr eine halbe Stunde weit zwischen Felsenwänden hindurch, um dann durch eine Bresche des Ufergestades auf den Strand selbst, nicht weit von der Mündung der Aulne, herauszuführen.

Wenn der Wind von Westen kam, so trug er auf diesem Wege bis an das Schloß das dumpfe Murmeln und den scharfen Salzgeruch des Oceans, und Louise von Prie — denn sie ist es, welche wir an dem gothischen Fenster stehen sehen — hörte gern das Rauschen der Wogen und athmete den kräftigen Geruch des Meerwassers und Seegrases.

Die Gedanken des jungen Mädchens waren in diesem Augenblicke aber fern von dieser bretonischen Erde.

Sie dachte an ihren Cousin, den sie in der großen Stadt zurückgelassen, deren aufregendes Leben sie während der kurzen Zeit, welche sie mit ihrer Mutter dort verweilte, so beunruhigt hatte.

Warum war Jules von Bervilly ihr nicht nach Kerouet gefolgt? Was brauchte er noch einige Wochen in Paris zu bleiben und sich neuen Gefahren auszusetzen?

Louise, dieses keusche, reine und biedere Herz, dachte aber nicht mehr an die Verführungen aller Art, deren Ziel ihr Cousin vielleicht noch war.

Die Ahnungen und Befürchtungen, welche sie vor ihrer Reise so sehr gequält, waren vollständig zerronnen, seitdem der Vicomte ihr ein letztes und feierliches Versprechen gegeben.

In einigen Tagen sollte er in Kerouet ankommen und ihre Vermälung war auf das Ende dieses Jahres festgesetzt.

Nur ein unvorhergesehenes, ihrem beiderseitigen Willen fremdes Ereigniß konnte jetzt, wenigstens glaubte sie dies, ihrem Glück ein unerwartetes Hinderniß bereiten, und bei Eventualitäten dieser Art verweilten jetzt ihre durch den melancholischen Anblick eines Herbstabends übermäßig aufgeregten unbestimmten Befürchtungen.

Was das Wort ihres Cousins betraf, so hätte sie es als einen Frevel, ja als ein Verbrechen betrachtet, daran auch nur einen einzigen Augenblick zu zweifeln, oder vielmehr es erwachte in ihr nicht einmal der Gedanke an ein solches Mißtrauen.

In einem der großen Zimmer des Erdgeschosses des Schlosses, welches Zimmer man noch aus Gewohnheit den Wachtsaal nannte, war mittlerweile die Familie Kerouet versammelt, und beschäftigte sich ebenfalls mit Jules von Bervilly und seiner Verlobten.

Der alte Baron von Kerouet sitzt in einem großen ledernen Armstuhl, dessen gepolsterte Lehne seinem ehrwürdigen Haupte eine unentbehrliche Stütze bietet. Seine beiden Füße liegen in Pelz eingehüllt auf einem Schemel.

Die Gicht fesselt ihn den ganzen Tag an diesen Lehnstuhl, und der alte Baron, dessen Jugend und Mannesalter sehr bewegt waren, und der abwechselnd ein unerschrockener Soldat und ein unermüdlicher Jäger gewesen ist, tröstet sich über seine dermalige Unthätigkeit, indem er sich von einer seiner Schwestern, Bertha von Kerouet, Vicomtesse von Bervilly, das »Buch der königlichen Jagden« vorlesen läßt, während er zugleich zwei schöne Windhunde, die ehemaligen Genossen seiner Jagdfreuden, liebkost und streichelt.

Frau von Bervilly sitzt neben ihm am Tische und das Jagdbuch, ein dicker Folioband mit Kupferstichen geziert, liegt auf einem schwerfälligen Pult zwischen zwei brennenden Kerzen.

In einiger Entfernung arbeitet seine jüngste Schwester, Helene von Kerouet, Witwe des Herrn von Prie, an einem Winterkleide, welches sie zum Geschenke für eine arme Familie bestimmt, denn Louisens Mutter besitzt ein mitleidiges, liebevolles Herz und beschäftigt sich unaufhörlich mit dem Wohlergehen derer, die in ihre Nähe kommen.

Frau von Prie und ihre Tochter sind die guten Engel der ganzen Gegend. Sie kennen drei Meilen in der Runde die Fußsteige, die nach allen Hütten führen. Die Frauen und kleinen Kinder des Thales der Aulne verfehlen nie, ihren Namen in ihr Gebet einzuschließen, und wenn jemals

das Unglück sie ereilt, so wird es nicht die Schuld dieser wackeren Leute sein, welche nicht aufhören ihre Wohlthäterin dem Schutze der heiligen Jungfrau von Auvray zu empfehlen.

Ein ungewöhnlicher Anfall von Gicht hat so eben dem Baron von Kerouet einen Schmerzensruf ausgepreßt.

Frau von Bervilly unterbricht sich in ihrem Vorlesen und Frau von Prie eilt herbei, um die schmerzenden Füße ihres Bruders sorgfältig wieder in die Pelzdecken zu hüllen, welche durch eine hastige Bewegung in Unordnung gerathen sind.

Es dauert nicht lange, so gewinnen die einen Augenblick lang verzerrten Züge des Greises wieder ihre gewohnte Sanftmuth und heitere Ruhe.

»Ich habe heute Abend noch nicht Louise gesehen,« sagt er zu Frau von Prie.

»Louise ist in ihrem Zimmer oder in dem Oratorium, lieber Bruder.«

»Dieses Kind,« fuhr der Baron fort, »ist seit einigen Tagen recht traurig. Habt Ihr vielleicht von Paris eine betrübende Nachricht erhalten, die Ihr mir verschweigen wollt?«

»Wir haben seit der letzten, Dir bekannten, keine weitere Nachricht von Jules erhalten,« beeilte sich Frau von Bervilly zu antworten.

»Uebrigens,« setzte Louisens Mutter hinzu, »ist es leicht möglich, daß er uns nicht erst noch einmal schreibt. Er muß sich nun bald zur Abreise von Paris rüsten, und in einigen Tagen werden wir ihn hier sehen.«

»Das gebe Gott!« sagte der Baron in einem Tone, der einen gewissen Grad von Besorgniß verrieth. »Ich sage Euch nochmals, ich beobachte meine kleine Nichte seit einigen Tagen mit Aufmerksamkeit, und wenn dieses so zarte, liebende Herz betrogen oder getäuscht werden sollte, so würde die Trauer vielleicht auf immer in dieses Haus einziehen.«

»Aber wir haben keinen Grund, ein solches Unglück auch nur einen einzigen Augenblick lang vorherzusehen,« rief Frau von Prie. »Wenn Du ihn wie ich gesehen, wenn Du ihn gehört hättest, dann würdest Du nicht mehr an seinem Worte zweifeln.«

»Die vertraulichen Mittheilungen, die er Euch über die Tochter eines gewissen italienischen Grafen gemacht hat, beunruhigen mich wider Willen.«

»Aber diese Mittheilungen beweisen doch vielmehr, daß er jenem vorübergehenden Verhältniß entsagt hatte, da er keinen Werth mehr darauf legte. Würde er wohl sonst mit der Mutter seiner Braut darüber gesprochen haben?«

»Was meinst Du dazu, Schwester?« sagte der Baron zu Frau von Bervilly gewendet.

Diese, welche seit einigen Augenblicken in ihre Betrachtungen versunken zu sein schien, fuhr zusammen, richtete den Kopf empor und fragte ihren Bruder, wovon die Rede sei.

Der Baron machte ihr bemerklich, daß man von ihrem Sohne gesprochen habe.

»Schon wieder!« rief sie mit einer Geberde der Ungeduld. »Warum klagt Ihr ihn aber so unaufhörlich an, da Ihr doch durchaus keinen neuen Beweggrund habt, seine Aufrichtigkeit und die Wahrheit seines Wortes in Zweifel zu ziehen?«

»Wir klagen ihn nicht an, liebe Schwester,« sagte der Baron, »aber wenn auch Du vielleicht die Vergangenheit vergessen hast, so erinnere doch ich mich derselben sehr genau, und in dieser Vergangenheit sehe ich große Schmerzen, die wir unsern Enkeln, so viel als in unsern Kräften steht, ersparen müssen, denn wozu wären die alten Leute gut, wenn sie nicht wenigstens hiezu dienten? — Denke an deinen Gatten, liebe Schwester. Bervilly war ganz gewiß kein unredlicher Mann. Er liebte Dich, er hegte eine zärtliche und ehrerbietige Anhänglichkeit an Dich und er würde keinen Augenblick gezögert haben, Dir in einer ernsten Lage alle Frauen zu opfern, welche sich nach einander seines Herzens bemächtigten und ihn zu tausenderlei Thorheiten hinrissen. Sein leichtsinniger, frivoler, aber liebenswürdiger Charakter besaß übrigens Alles, was dazu gehört, um Verzeihung für einige Treulosigkeiten zu finden, welche durch das Beispiel eines so galanten Hofes wie der unsrige entschuldigt wurden, denn Versailles hat niemals für eine Schule der guten Sitten gegolten. Was ist aber dennoch die Folge davon gewesen? Ein entsetzliches Unglück, und Bervilly verlor sein Leben in einer jener Liebesintriguen, über welche man viel lacht, wenn man nicht sein ganzes noch übriges Leben hindurch darüber weint.«

»Lieber Bruder!« rief Frau von Bervilly im Tone schmerzlichen Vorwurfs.

»Laß mich nur ausreden. Jules ist seinem Vater nachgeartet. Er hat ein gutes Herz. Ich bin überzeugt, daß er Louise liebt, daß er sie allen anderen Frauen vorzieht und daß er hier, umgeben von seiner Familie, in der gesunden Luft der Bretagne, welche das Herz stärkt, von dem Pfade

der Pflicht nicht um einen Zoll abweichen würde. Dort aber! Dort gibt es erstens das böse Beispiel wie in Versailles, dann die Gelegenheit, die Eigenliebe, die Mode und tausend teuflische Erfindungen der Neuzeit. Ich werde nicht eher zufrieden und wegen unserer guten Louise nicht eher ruhig sein, als bis ich ihn hier bei uns sitzen sehe und mir die königlichen Jagden vorlesen höre.«

Der Abend war ziemlich weit vorgerückt und zwei Diener traten ein, um den Baron auf sein Zimmer zu tragen. Er ließ jedoch vorher noch seine Nichte rufen, um ihr mit einem Kusse gute Nacht zu wünschen.

»Liebes Kind,« sagte er ihr in's Ohr, »höre mich wohl an und folge meinem Rath. Schreibe heut' Abend einen Brief an deinen Cousin.«

»Ich soll an Jules schreiben?« murmelte Louise von Prie, deren gewöhnlich etwas blasse Wangen lebhaft errötheten und deren Herz heftiger zu schlagen begann.

»Ja, schreibe ihm einen guten, freundlichen Brief, um ihn daran zu erinnern, daß der Augenblick naht, wo er zu uns, zu Dir zurückkehren soll. Folge meinem Rath, es wird dies für uns Alle gut sein.«

»Aber meine Mutter — ich will mit ihr sprechen.«

»Das ist nicht nöthig. Schreibe deinem Cousin ganz einfach, daß wir ihn Alle mit Ungeduld hier erwarten.«

In einem Winkel des Zimmers und weit genug entfernt, um von dem Baron nicht gehört zu werden, sagte Frau von Bervilly zu ihrer Schwester:

»Helene, wenn Du unseren Bruder zu Bett gebracht hast, so komm zu mir auf mein Zimmer — ich habe Dir etwas Wichtiges mitzutheilen.«

»Wohl einen Brief von Jules?« fragte Frau von Prie. »Ich hab' es errathen, nicht wahr?«

»Vielleicht.«

Frau von Bervilly legte den Finger an die Lippen und deutete mit den Augen auf Louise, welche eben ihren Onkel verließ.

Eine halbe Stunde später herrschte tiefes Dunkel im Schlosse und Alles hinter seinen dicken Mauern ruhte — mit Ausnahme der beiden Schwestern und Louisens.

Letztere hatte ihr Licht ausgelöscht und an ihrem Fenster stehend überließ sie sich, indem sie den gestirnten Himmel betrachtete und mit ihrem Blick die tiefen Schatten, welche die Landschaft einhüllten, zu durchdringen suchte, einer jener Träumereien, welche für reine, unschuldige Seelen ein so hoher Genuß sind. Jules' Bild schwebte im Hintergrunde ihrer durcheinanderschwimmenden Gedanken.

»Wie bist Du denn zu diesem Briefe gekommen?« fragte Frau von Prie ihre Schwester, als sie allein waren. »Es ist ja kein Bote in das Schloß gekommen und Du hast auch unserem Bruder nichts davon gesagt.«

»Heute Nachmittag, als ich von meinem Spaziergang am Strande zurückkehrte, begegnete ich der reitenden Post von Brest; sie brachte das Briefpaquet von Paris und ich fragte auf's Gerathewohl, ob vielleicht ein Brief für uns darin sei.«

»Und was sagt dieser Brief?« setzte Frau von Prie hinzu. »Meldet Jules uns seine Abreise? Aber Du zitterst, Du wirst bleich—was fehlt Dir, Bertha? — Du erschreckst mich — ist deinem Sohne vielleicht ein neues Unglück zugestoßen?«

»Lies! lies!« sagte Frau von Bervilly, die ihrer Gemüthsbewegung nicht Meister war und das Gesicht abwendete, um dem Blick ihrer Schwester auszuweichen.

Louisens Mutter schlug den Brief auseinander und las:

Drittes Capitel.

Das Kloster.

Der Brief des Vicomte von Bervilly an seine Mutter lautete wie folgt:

»Liebe Mutter!

»Von meiner zartesten Kindheit an hast Du mich daran gewöhnt, Dich weniger wie eine Mutter, als vielmehr wie eine Freundin zu betrachten. Dein Herz hat für mich niemals jene Strenge besessen, welche das Vertrauen eines Sohnes entmuthigt.

»Nachsichtig gegen meine Fehler, mitleidig mit allen meinen Schmerzen, hast Du die ersten Thränen getrocknet, welche die Leidenschaften mir ausgepreßt.

»An Dich muß ich daher zuerst in der schwierigen Lage denken, in der ich mich befinde und wo ich nur die Wahl habe, entweder meinem Worte, meinem Schwure untreu zu werden, oder eine Person, die ich glücklich wissen möchte und für deren Glück ich gleichwohl nichts mehr thun kann, in's Unglück zu stürzen.

»Du kennst meinen Charakter, liebe Mutter. Mein Onkel hat mir oft gesagt, daß ich denselben theilweise von meinem Vater geerbt, daß, ebenso wie bei meinem Vater, ein eigenthümlicher Contrast von Festigkeit und Schwäche an mir zu bemerken sei, daß ich mich vom Leichtsinne oft hinreißen ließe, daß ich, wenn auch meinen Leidenschaften, doch nicht den Launen einer allzu lebhaften Einbildungskraft zu widerstehen vermöchte, und daß die besten und lobenswerthesten Eigenschaften auf diese Weise in mir durch ein Ungestüm erstickt würden, welchem ich mich wehrlos überließe.

»In diesem Urtheile liegt viel Wahres, und ich gestehe, daß ich mich nur zu oft den Ereignissen nicht aus Schwäche oder aus Leichtsinn, wohl aber aus einer gewissen Neugier, aus einer Liebe zum Unvorhergesehenen hingegeben habe, welche den Ueberraschungen einer unebenen Straße selbst mit einigen Täuschungen den Vorzug vor einer jener Promenaden gibt, deren Ziel man kennt und deren Dauer man im Voraus berechnet.

»Wie es aber auch seither mit meinem Charakter und diesen Mängeln beschaffen gewesen sein möge, welche mir so oft wohlthuende Beweise deiner Nachsicht verschafft haben, so fühlte ich doch, daß ich jetzt in eine Periode des Lebens eintrete, wo die Ehre und die Moral mir gebieten, ein ernster Mensch zu werden. Die Einbildungskraft muß vor neuen Pflichten zurücktreten. Ich muß vor allen Dingen die Stimme der Vernunft hören, besonders wenn es sich um die Interessen handelt, bei welchen die Personen in Frage kommen, die mir die theuersten auf der Welt sind — erstens Du, meine Mutter, dann eine Familie, in deren Schooße ich so süße Jahre verlebt, die mich mit so viel Liebe umfaßt und gegen

welche ich die schwärzeste Undankbarkeit an den Tag legen würde, wenn ich, um ihr einen vorübergehenden Schmerz zu ersparen, und um ihr einige Tage lang anscheinende Befriedigung der Wünsche zu gewähren, die sie seit langer Zeit hegt und denen ich anfangs beipflichten zu können glaubte, ihr eine schmerzliche Zukunft bereitete.

»Du begreifst wohl, daß es sich um die Heiratspläne mit meiner Nichte Louise von Prie handelt. Dir erkläre ich jetzt mit Vertrauen, daß diese Verbindung nicht geschlossen werden darf, daß es sich dabei nicht um mein Glück, wohl aber um das eigene Glück der Person handelt, welche Du so gern deine Tochter nanntest und für welche ich jetzt noch in Ermanglung einer fortan unmöglichen Liebe eine unverbrüchliche Zuneigung und die zärtlichste Ehrerbietung bewahre.

»Lange habe ich gezögert, Dir dieses Geständniß zu thun, und besonders hierin habe ich einen Fehler begangen, den ich auch eingestehe.

»Sofort als ein anderes Gefühl in meinem Herzen erwachte, als ein anderes Bild als das meiner Cousine an die Stelle dieser trat, hätte ich mich Dir entdecken und ganz besonders nicht Hoffnungen nähren sollen, von welchen ich wußte, daß ich sie nicht mehr verwirklichen konnte.

»Verzeihe mir, liebe Mutter; erbitte mir auch die Verzeihung deiner Schwester, welche vor einem Monat mein Wort empfangen, und sage ihr, daß, wenn es sich blos um das Opfer meiner eigenen Zukunft handelte, dieses Opfer bereits gebracht sein würde.

»Als ich nach Paris kam, beschäftigte Louise noch allein meine Gedanken — dies schwöre ich Dir — und ich meinte es

vollkommen aufrichtig mit der Neigung, die ich zu der Gespielin meiner Kindheit empfand, — aber warum soll ich Dir es nicht sagen? — sobald ich mich mitten in der großen Stadt befand, begannen meine Ideen sich anders zu gestalten.

„Das Geräusch, die Bewegung, die Aufregung dieses Lebens, welches so verschieden ist von dem, das ich bis jetzt in unserem stillen Thale geführt, lehrten mich neue Bedürfnisse, neue Triebe kennen und ich fühlte, daß ich nicht mehr derselbe Mensch war.

„Louise ist für mich der vollkommene Typus eines Glückes geblieben, welches ich noch verstehe, welches mir aber nicht mehr genügen würde. Ich fühle, daß sie die Frau ist, welche mir zugesagt haben würde, wenn ich Euch nicht verlassen, wenn ich mich mit dem engen Horizont von Kerouet begnügt hätte. Heute aber ist es zu spät und mein Herz ist anderwärts durch Bande gefesselt, die ich nicht zerreißen kann und nicht zerreißen will.

„Du wirst die junge Dame, die ich liebe, kennen lernen, liebe Mutter, und ihr deine Liebe nicht versagen können.

„Regina gehört einer vornehmen und reichen italienischen Familie an. Ihr Vater, der Graf Cardiano-Cardiani, dessen einziges Kind sie ist, hat die Anfrage, die ich in Folge von Umständen, die ich Dir später erklären werde, bereits, ohne erst deine Einwilligung abzuwarten, an ihn gerichtet, mit ja beantwortet. In Bezug auf äußere Umstände ist dieses Bündniß vollkommen geeignet, allen deinen Wünschen zu entsprechen, aber auch noch eine andere Rücksicht muß Dich bestimmen, meinen Wünschen nicht entgegen zu sein; — ich meine die leidenschaftliche Anhänglich-

keit, welche ich für die Tochter des Grafen Cardiano-Cardiani fühle.«

Als Frau von Saint-Prie den Brief des Vicomte, der mit einigen Andeutungen über Regina's Vater schloß, zu Ende gelesen hatte, trat zwischen beiden Schwestern ein Augenblick des Schweigens ein.

»Nun,« hob Frau von Bervilly zuerst wieder an, »was ist nun zu thun?«

»Weiter nichts als daß morgen schon dieser Brief dem Baron, unserm Bruder, mitgetheilt und dieser um seine Einwilligung zu der Vermälung des Vicomte Jules von Bervilly mit der Tochter des Grafen Cardiano-Cardiani ersucht werden muß.«

»Und das sagst Du zu mir?« rief Frau von Bervilly. »Du räthst mir die Einwilligung unseres Bruders zu der Vermälung meines Sohnes mit einer andern als deiner Tochter zu begehren?«

»Ja,« antwortete Louisens Mutter, deren Stimme ein wenig bewegt war, obschon ihr Auge, trotz des ungeheuren Schmerzes, der sich ihrer bemächtigte, trocken blieb; »dies ist der einzige Weg, den Du einzuschlagen hast.«

»Aber, Schwester, was soll aus unserer Louise werden? Wie sollen wir ihr mittheilen —«

»Meine Tochter wird sterben,« sagte Frau von Prie einfach.

Abermals trat ein Augenblick des Schweigens ein, der Zwang aber, den die arme Mutter sich aufgelegt, konnte nicht länger dauern und plötzlich füllten ihre Augen sich mit Thränen und sie brach in lautes Schluchzen aus.

Frau von Bervilly begriff, daß in einer solchen Situation jeder Trost vergeblich sei. Was konnte sie dieser rohen Thatsache der Treulosigkeit, der Verrätherei des Vicomte gegenüber sagen?

Uebrigens war auch ihre Stellung eine sehr schwierige.

Sie liebte ihre Schwester, sie liebte ihre Nichte und diese Vermälung war auch ihr süßester Traum gewesen.

Sie war aber vor allen Dingen Mutter und empfand schon einen ziemlichen Grad von Nachsicht gegen den Fehler, den ihr Sohn dadurch begangen, daß er sich nicht eher erklärt und daß er sein Wort gegeben und Pläne und Hoffnungen genährt, von welchen er wußte, daß er sie täuschen müsse.

Am nächstfolgenden Morgen ging es in dem Schlosse Kerouet sehr lebhaft zu.

Dem Rathe ihrer Schwester gemäß hatte Frau von Bervilly sich beeilt, den Baron von dem Inhalt des Briefes in Kenntniß zu setzen; der Baron, der seinen Neffen sehr liebte, gerieth gleichwohl in die furchtbarste Wuth und Entrüstung.

Er hatte noch alle Traditionen des mittelalterlichen Adels bewahrt. Er liebte weder den Hof, noch Versailles, noch Paris. Er war überzeugt, daß Muth, Rechtschaffenheit und Tugend nur in den Schlössern zu finden seien, daß die großen Städte nothwendig nichts weiter als die Pfühle aller Laster wären und daß die Könige dieselben nur zu dem Zwecke erfunden hätten, um die Nation, das heißt den Adel, zu entnerven und auf diese Weise nach Gutdünken beherrschen zu können.

Man kann sich daher leicht denken, in welcher Weise der Baron von Kerouet seine Unzufriedenheit kund gab und mit welchen historischen und politischen Randglossen er seine persönlichen Beschwerden begleitete.

Indessen es mußte ein Entschluß gefaßt werden.

Der Baron übernahm es, vorerst nach Paris zu schreiben und sich nach diesem Grafen Cardiano-Cardiani, nach seiner Ehrenhaftigkeit und seinem Vermögen zu erkundigen, denn er wollte wissen, mit wem er zu thun hätte, ehe er sich über das Verlangen seines Neffen ausspräche.

Ebenso übernahm er es auch, Louisen von der Treulosigkeit ihres Cousins in Kenntniß zu setzen.

Frau von Prie fühlte, daß sie nicht den zu einer solchen Erklärung nöthigen Muth besaß, und Frau von Bervilly widerstrebte es diese Mittheilung zu machen, die gegen ihren Sohn die gerechtesten Vorwürfe und die begründetsten Beschuldigungen hervorrufen konnte.

Der Erfolg schien jedoch die Befürchtungen der Frau von Prie anfangs nicht zu rechtfertigen.

Als Louise die Handlungsweise ihres Cousins erfuhr, als sie von seiner neuen Liebe und den Namen ihrer Nebenbuhlerin hörte, als sie sogar den Brief las, welchen der Baron für gerathen hielt ihr mitzutheilen — denn er war der Meinung, daß man mit dem Schmerz, wenn er einmal unvermeidlich ist, kein Spiel treiben dürfe — legte Louise eine so auffallende Resignation an den Tag, daß ihre ganze Familie einen Augenblick lang glaubte, sie sei von der Treulosigkeit des Vicomte bereits unterrichtet oder argwohne dieselbe wenigstens und habe sich daher bereits mit dem Gedanken

an einen Bruch vertraut gemacht, der für sie nun nichts mehr Unvorhergesehenes habe.

Diese Ruhe des Geistes, diese Ungetrübtheit der Seele dauerte mehrere Tage.

Louise hatte in den Gewohnheiten ihres Lebens fast gar keine Veränderung eintreten lassen; blos die Promenaden, die sie in dem Thal der Aulne und am Strande machte, dauerten ein wenig länger als früher.

Ungefähr eine halbe Stunde Weges vom Schlosse stand ein bescheidenes Gehöfte, in welchem Louise eine Vertraute, fast eine Freundin, hatte.

Es war die Tochter eines Pächters, die ihr oft bei ihren guten Werken hilfreiche Hand leistete und sie im Winter begleitete, wenn sie die Hütten der Armen besuchte und den Kranken Trost und Unterstützung brachte.

Therese Pornic, so hieß dieses Mädchen, hatte eine Schwester, welche eine Nonne in dem Kloster der heiligen Clara zu Brest war.

Seitdem Louise Kenntniß von ihrem Unglück erhalten, begab sie sich oft und ohne ihrer Mutter etwas zu sagen, zu Theresen. Als sie eben von einer letzten solchen Promenade zurückkam und während ihre Familie in dem Zimmer, wo wir sie bereits an dem Tage, wo Frau von Bervilly den Brief ihres Sohnes empfangen, versammelt gesehen, näherte sie sich ihrer Mutter, kniete nieder und sagte:

»Mutter, gib mir deinen Segen!«

Der Baron und seine Schwester sahen sie überrascht an.

Frau von Prie wollte ihre Tochter aufheben und umarmen.

»Nein,« entgegnete sie, sich sanft sträubend, »segne mich, denn ich stehe im Begriff Dich zu verlassen.«

»Du willst uns verlassen! Was sagst Du, mein Kind? — Warum willst Du uns denn verlassen?«

»Mutter,« setzte Louise hinzu, »erlaube mir morgen in das Kloster der Schwestern der heiligen Clara zu Brest einzutreten. Dort will ich fortan leben.«

Der Baron und Frau von Bervilly stießen einen Ruf des Erstaunens aus.

Frau von Prie hob ihre Tochter rasch auf, schloß sie in ihre Arme und begann still zu weinen.

Als Alle nun begannen, Louisens Entschluß zu bekämpfen, als ihre Mutter sie bat, sich nicht ihrem Schmerze hinzugeben und nicht die Tröstungen zurückzuweisen, welche sie im Schooße einer sie anbetenden Familie finden würde, setzte die arme Betrogene allen diesen Bitten einen sanften, aber unbeugsamen Widerstand entgegen.

Sie sagte ihren Freunden, ihr Entschluß sei nicht die Wirkung eines augenblicklichen Grolles oder vorübergehender Verzweiflung. Sie habe vielmehr seit einigen Tagen viel über ihre Zukunft nachgedacht. Sie dankte sogar dem Himmel für die Prüfung, die er ihr geschickt, denn dieselbe habe ihr, indem sie mit einem Male ihr theure Gewohnheiten und den so ruhigen und regelmäßigen Verlauf ihres Daseins unterbrochen, ihren wahren Beruf offenbart, und dieser sei, die Welt zu verlassen und abgeschieden von derselben im Kloster zu leben.

»Ich verzeihe deinem Sohne, liebe Tante,« sagte sie zu Frau von Bervilly, »oder vielmehr ich habe ihm nichts

zu verzeihen. Ich beklage ihn blos wegen der bösen That, die er sich gezwungen gesehen zu begehen, und die er so leicht hätte vermeiden können, denn als wir ihn in Paris sahen, als er mir die Versicherung seiner Liebe erneuerte, die er nicht empfand, kannte er schon diese Regina. Er brauchte blos ganz einfach zu mir zu sagen: Ich habe mich geirrt; ich habe das, was bei mir weiter nichts als Jugendfreundschaft war, für ein innigeres Gefühl gehalten. Ich würde ihn dann eben so verstanden haben, wie ich ihn heute verstehe, aber er hätte Dir dann, meine gute Mutter, eine gewaltige Erschütterung und sich selbst den Bruch eines feierlich gegebenen Wortes erspart. Möge er glücklich sein und sie auch! Mein Glück ist mir ebenfalls gesichert. Von dieser Welt wird es mir nicht kommen, aber eben deswegen wird es weniger der Täuschung und Unbeständigkeit unterworfen sein. Beklaget mich daher nicht.«

Sie sagte noch vieles Andere, was ihr ebenso wie dies aus dem Herzen kam und Frau von Prie und den Baron tief rührte.

Was Frau von Bervilly betraf, so war ihre mütterliche Eigenliebe auf's Schmerzlichste verwundet. Ihr Sohn erschien ihr dieser bewunderungswürdigen Resignation gegenüber anfangs sehr strafbar; um ihn aber zu entschuldigen, sagte sie sich endlich, diese Resignation habe ihren Grund vielleicht mehr in Louisens eigenem Charakter, in der Schwäche der Anhänglichkeit, die sie für den Vicomte gefühlt, als in einem wirklichen Opfer.

Hätte Louise, meinte sie, ihn wirklich geliebt, so würde ihr Schmerz sich weit lauter kundgegeben haben. Louise mit

ihrer zarten, empfindsamen Seele hatte sich in dem Gegenstand ihrer Neigung getäuscht. Die Welt und ihre Freuden waren einmal nicht für sie; sie war für den Schatten und die Ruhe eines Klosters geschaffen.

»Es ist augenscheinlich,« dachte Frau von Bervilly, »daß diese Heirat sie nicht glücklich gemacht hätte und daß es so am besten ist, denn Jules seinerseits bedarf des Geräusches, der Bewegung und der Aufregung einer andern Gesellschaft als unseres einsamen Asyls. Wäre er bei uns geblieben, so würde früher oder später sein Charakter mit um so mehr Energie erwacht sein als der Druck länger gedauert hätte, und dann wären die Kümmernisse, die Verdrießlichkeiten und die stille Verzweiflung und die Qualen gekommen, welche den häuslichen Herd zu einer Hölle machen. Mein Sohn hat tausendmal Recht gehabt, daß er es lieber hat auf einige vorübergehende Schmerzen ankommen lassen, als auf eine Zukunft, deren Martern er voraussah.«

Als die erste stürmische Aufregung dieser Scene ein wenig beschwichtigt war, näherte der Baron sich seiner Nichte.

»Louise,« sagte er zu ihr, »Du bist eine echte Kerouet. Ich für meine Person billige deinen Entschluß und bin überzeugt, daß auch deine Mutter sich demselben nicht widersetzen wird.«

Als er sah, daß Frau von Prie gegen die Zustimmung, die er aussprach, protestiren wollte, setzte er hinzu:

»Uebrigens und ohne Louisens Plan den Charakter eines definitiven Entschlusses zu geben, erscheint es auch aus

andern Rücksichten räthlich, daß sie in jenes fromme Haus eintrete. Was auch geschehen möge, so werden während dieser Zurückgezogenheit die Ereignisse eine bestimmtere Gestalt gewinnen und es wird für Dich, liebe Schwester, immer noch Zeit sein, die letzten Rathschläge deiner Zärtlichkeit an sie zu richten.«

Einige Tage später ward Louise in das Kloster der heiligen Clara als Novize aufgenommen; an demselben Abend aber, wo sie sich zum ersten Male in der strengen Zelle allein sah, richtete sie an den Bischof von Quimper, unter dessen Autorität das Kloster stand, eine schriftliche Bitte um Abkürzung der Zeit ihres Noviziats.

Mehrere Briefe von Frau von Bervilly unterrichteten den Vicomte von dem, was in Kerouet vorgegangen war.

Jules lebte damals im vollen Rausche seiner Liebe zu Regina. Dennoch aber konnte er sich eines schmerzlichen Rückblicks auf seine Vergangenheit nicht erwehren und die Reue schlich sich allmälig in sein Herz.

Das Glück, welches er in einer stürmischen Leidenschaft bei einem Wesen suchte, dessen Zuneigung etwas Hartes und Wildes hatte, was ihm zuweilen einen gewissen Grad von Furcht einflößte, dieses Glück hätte er gleichwohl ohne Beschwerde genießen können, wenn er nur gewollt hätte.

Er hatte es bereits in der Hand gehabt, aber er hatte die schöne Frucht, die er unter seinen Augen reifen gesehen, von sich geworfen wie eine leere Schale.

Einen Augenblick lang erwachte sogar der Zweifel in seinem Herzen. Er befragte sich und er konnte sich nicht mit

Gewißheit Rechenschaft von seinen wirklichen Gefühlen geben.

So wie er sich während jenes Frühstücks mit seinen beiden Freunden, Georg von Roswil und dem Maler Dalkens, gezeigt, als er ihnen das eigenthümliche Geheimniß seiner beiden Liebschaften anvertraute, so zeigte er sich wieder, als nicht mehr Zeit war zu zögern, weil er mit der Gefährtin seiner Kindheit für immer gebrochen.

Es war dies jedoch nur ein letzter Schimmer seines unruhigen Gewissens, ein letzter Protest, der durch den Tumult seiner Leidenschaft bald erstickt ward.

Das ungestüme Gefühl, welches ihn zu Regina hinzog, gewann bald wieder die Oberhand. Louise war nichts mehr als die halb verwischte Erinnerung eines schönen Traumes. Die feurige Wirklichkeit hatte andere berauschende Genüsse für ihn in Bereitschaft. Er brachte ganze Tage bei Regina zu und der Graf Cardiano-Cardiani, der von dem Schritt, den er bei seiner Mutter gethan, und von der Einwilligung dieser unterrichtet war, betrachtete ihn schon als seinen Sohn.

Sogar die Zeit der Vermälung war bestimmt und sofort nach Vollzug der religiösen Ceremonie sollten die beiden jungen Ehegatten nach Italien abreisen und in Paris den Grafen zurücklassen, der, wie er sagte, noch wichtige Geschäfte zu beenden hatte, ehe er mit ihnen in Neapel zusammentreffen konnte.

Regina war, seitdem sie die Gewißheit des Glückes hatte, vollständig umgewandelt. Auch sie gab sich ganz den Trieben ihres Herzens hin. Die Welt lächelte ihr zu, die

Zukunft erschien ihr in den glänzendsten Farben der Hoffnung.

Die Eifersucht, die sie einen Augenblick gequält, als sie beim Lesen des von Jules an seine Mutter geschriebenen Briefes darin noch einen Rest von Zuneigung zu Louisen von Prie zu bemerken geglaubt, dieses Gefühl, welches sie bewogen, ihrer Nebenbuhlerin den Tod zu wünschen, war verschwunden. Seitdem sie Louisens Opfer kannte, hätte sie dieselbe gern geliebt wie eine Schwester.

Das schöne Vorrecht der glücklichen Liebe ist, daß es die Seele mit unendlicher Zärtlichkeit erfüllt und mit Allem aussöhnt, was sie früher haßte, als die Liebe ihr noch Schmerz bereitete.

Viertes Capitel.

Das Atelier des Malers.

Kaum hatte der Chevalier von Roswil die schöne Pelagie, nachdem sie sich geweigert, ihm zu folgen, verlassen, als das arme Mädchen auch schon von Reue ergriffen ward.

Das Glück, die Verwirklichung ihres liebsten Traumes, hatte sie also von sich gestoßen, und dies vielleicht um einer zweifelhaften Aussicht, um eines Truggebildes willen, womit Meister Martin ihre Augen geblendet.

Sie konnte die ganze Nacht keinen Augenblick schlafen. Tausend Bilder zogen an ihrem geistigen Auge vorüber.

Hatte dieser Mann sie auch nicht getäuscht? War sie wirklich jene Diana von Givré, welche durch ein Verbrechen ihrer Familie entrissen, durch eine Nichtswürdige der Schande geweiht und nun plötzlich durch ein Wunder einer elenden Existenz entrissen worden, um sich in den Besitz ihres Namens, ihres Ranges, ihres Reichthums und der Achtung der Welt gesetzt zu sehen?

Es traten Augenblicke ein, wo sie in einer Art Sinnestäuschung befangen und durch eine gewaltsame Wirkung ihrer gequälten Erinnerung glaubte, Meister Martin habe die Wahrheit gesprochen.

Zwischen jener fernen, umwölkten Kindheit, welche bis jetzt nur unklare Erinnerungen in ihr zurückgelassen, und den ersten Jahren, welche sie bei der angeblichen Frau von Saint-Phar zugebracht, traten in ihr unerwartete Uebergänge zu Tage.

Sie faßte einige vereinzelte Fäden zusammen, welche diese beiden durch eine Katastrophe getheilten Hälften einer Existenz aneinanderknüpften.

Sie war nahe daran auszurufen:

»Ja, ja! Ich bin wirklich die Tochter der Gräfin von Givré!«

Plötzlich aber rissen diese Fäden wieder, und sie versank sofort in Zweifel und beinahe in Verzweiflung zurück.

Am nächstfolgenden Tage erwartete Pelagie mit fieberhafter Ungeduld den ihr von Meister Martin angekündigten Besuch des Grafen Cardiano-Cardiani, der ihr die letzte Lösung des Geheimnisses bringen sollte, in welches ihr Schicksal noch gehüllt war; aber sie dachte auch an den Ehe-

valier von Roswil, sie bedachte, daß sie ihn ohne Weiteres hatte gehen lassen, ohne ihm eines jener Worte gesagt zu haben, welche aus dem Herzen kommen, denn sie hatte im Augenblicke der Trennung sich selbst nicht getraut und eine Rührung gefürchtet, welche vielleicht ihren festen Entschluß wankend gemacht, vollständig mit ihrer Vergangenheit zu brechen, ehe sie in die Zukunft einträte, welche, so verschieden von Allem, was sie bis jetzt gewesen, sich ihr darbot.

Jetzt, wo sie ihrer selbst sicherer war, und durch reifliches Nachdenken sich gegen jede Ueberrumpelung des Gefühls gerüstet hatte, wollte sie wissen, ob der Chevalier in Paris geblieben wäre.

Sie ließ Mouillebouche, den Portier, heraufkommen und beauftragte ihn, sich nach Georges von Roswil bei dessen Leuten in seinem Hotel zu erkundigen.

Der sittenstrenge Thürhüter empfing diesen Auftrag nur mit großem Widerstreben, weil er eine galante Intrigue darunter witterte; er suchte jedoch sein Gewissen und sein Interesse mit einander in Einklang zu bringen, indem er wie gewöhnlich den Auftrag durch seine Frau besorgen ließ.

Nach Verlauf einer Stunde kehrte Madame Pamela Mouillebouche mit der gewünschten Auskunft zurück.

Der Chevalier hatte Paris an demselben Morgen verlassen.

Diese eilige Abreise betrübte Pelagie.

Mehr als einmal hatte Georg von Roswil ihr von seinem längstentworfenen Plane erzählt, eine Reise nach Deutschland zu machen.

Sie glaubte, er habe nun diesen Plan ausgeführt, um damit gleichzeitig seinen Groll und seine Reiselust zu befriedigen.

Sie fühlte sich nun noch isolirter und sah sich mit Furcht allein, ohne freundlichen Rath, ohne irgend welche Stütze den Eventualitäten gegenüber, welche ihr Meister Martin am Abend vorher angedeutet.

Seltsame Widersprüche des Frauenherzens, welches nie der Logik, sondern nur dem Impuls des Gefühls gehorcht.

Von diesen neuen Eindrücken beherrscht, hatte Pelagie nur noch einen Gedanken, einen gebieterischen Gedanken, der sie fortwährend anstachelte, bis sie ein Mittel gefunden, ihn zu verwirklichen oder dies doch beinahe zu thun.

Sie wollte das Band zwischen sich und Georges von Roswil, welches sie am Abende vorher mit so viel Festigkeit und Muth zerrissen, sofort wieder anknüpfen. Sie entsann sich, daß ihr Geliebter zur Zeit ihrer geheimen Zusammenkünfte oft den Wunsch zu erkennen gegeben, ihr Porträt zu besitzen und daß er sich sogar eines Tages erboten, sie zu einem seiner vertrauten Freunde, einem talentvollen Maler zu führen, auf dessen Discretion er, wie er sagte, unbedingt rechnen könnte.

Er hatte ihr sogar diesen Freund genannt. Derselbe hieß Frederic Dalkens.

Sie nahm demzufolge nochmals ihre Zuflucht zu Herrn Mouillebouche, den sie bat, ihr sofort die Adresse des Malers zu verschaffen.

Indem sie dies that, gehorchte sie mehr einer seltsamen Grille als einem klaren Gedanken.

Ihre Absicht war durchaus nicht, diesen Frederic Dalkens zu sehen oder durch seine Vermittlung eine frühere oder spätere Wiederannäherung zwischen sich und dem Chevalier herbeizuführen zu suchen, aber es war ihr als machte sie die Trennung weniger vollständig und als wäre sie von ihrem Geliebten weniger entfernt, sobald sie wüßte, an wen sie sich im Nothfall zu wenden hätte, um Nachricht über ihn zu erhalten.

Noch niemals hatte Pamela's Gatte sich an einem einzigen Tage mit so vielen Aufträgen beehrt gesehen.

Einen Augenblick lang gedachte er, die Mühe, die Adresse des Malers Frederic Dalkens zu erkunden, ebenfalls seiner Frau aufzubürden; es fiel ihm aber plötzlich ein, daß er vielleicht gar nicht weit zu gehen brauche, um diesen Aufschluß zu erlangen.

Die letzte Etage des Hauses war von einem jungen Maler Namens Darius bewohnt und zwar zum großen Aerger des guten Mouillebouche, welchen der Künstler mehrmals zum Gegenstand seiner eben nicht sonderlich anmuthigen Späße ausersehen hatte.

Der Portier ging daher so selten als möglich in das Atelier des jungen Malers hinauf, besonders seitdem dieser ihm einen Streich gespielt, den mehrere Biographen mit einigen Varianten dem Maler Casanova, Vater des berühmten Abenteurers dieses Namens, zugeschrieben haben, der aber in der That zwischen Mouillebouche und Darius stattgefunden, wie man aus der Erzählung dieses kleinen Abenteuers selbst ersehen wird.

Eines Tages begibt sich der Portier mit der Quit-

tung des Hausbesitzers über drei noch unbezahlte Termine Miethe zu dem Künstler.

»Was ist das?!« ruft Darius mit furchtbarer Stimme.

»Es ist die Quittung über den fälligen Miethzins.«

»Ha, Ihr untersteht Euch mir dergleichen Dinge zu bringen!« fährt Darius fort. »Heda, Robinson, komm her!«

Robinson war ein kleiner Neger, welcher für Darius Farben rieb, ihm die Kleider ausbürstete und Gänge besorgte.

»Schließ die Thür, Robinson, und stecke den Schlüssel in die Tasche, damit dieser Herr uns nicht entschlüpfe. So ist es gut. Jetzt bringe mir die Nägel, den Hammer, den Strick, den Flaschenzug und die Leiter.«

Mouilleboche horchte hoch auf und fühlte sich von einer wahrhaften Angst ergriffen, die immer höher stieg, als er Darius mit gewaltigen Hammerschlägen einen großen Nagel in der Höhe von zehn Fuß in die Wand treiben, den Flaschenzug daran hängen, durch denselben eine starke Schnur ziehen und an dieser endlich eine Schlinge anbringen sah.

Er will schreien und um Gnade bitten, aber der Schlund ist ihm wie ausgetrocknet und er kann keinen Laut von sich geben. Die Knie zittern ihm, er ist nahe daran niederzusinken, als Darius die Schlinge mit der einen Hand faßt, den unglücklichen Portier mit der andern packt und mit großer Ruhe zu ihm sagt:

»Mein Freund, ich bitte Euch, nehmet diese Schnur und hängt mich selbst bei den Füßen auf. Wenn dann ein

Louisd'or aus meiner Tasche fällt, so schenk' ich Euch denselben.«

»Mein Herr,« antwortete Moillebouche, dem der kalte Schweiß auf der Stirn perlte, »dieser Scherz kann sehr geistreich sein, aber zart ist er gewiß nicht.«

Dennoch entschloß er sich jetzt, sich wieder in das Atelier des jungen Abmiethers zu wagen, denn er glaubte mit Recht, daß er dort die Adresse des Malers erfahren würde.

Dabei nahm er sich jedoch zugleich vor, die größte Vorsicht zu gebrauchen, um den Zweck dieses Besuches nicht sogleich zu verrathen, denn er fürchtete den Freunden des jungen Malers den Vorwand zu irgend einer neuen Mystification zu liefern.

Mouillebouche traf Darius vor einer großen Leinwand sitzend, auf welche er einen biblischen Gegenstand malte.

Ein Fremder war bei ihm und schien seiner Arbeit zu folgen und ihm gute Rathschläge zu geben.

Der Portier war mit seinem Plan vollkommen im Reinen. Er hütete sich deshalb wohl den Maler ohne Weiteres zu fragen, ob er einen Künstler Namens Frederic Dalkens kenne.

Er begann vielmehr über ein philosophisches Thema zu sprechen, welches er vorzugsweise gern behandelte. Als Voltairianer und Encyklopädist gab er seine Verwunderung zu erkennen, daß ein so junger Mann sein Talent an Sujets verschwende, die nur dazu dienen könnten, unter der großen Masse des Volkes Bigotterie urd verthierenden Aberglauben zu nähren und zu verbreiten.

Allerdings verlangte der ehrliche Mouillebouche, wel-

cher tolerant war, wie jeder gute Franzose es sein soll, nicht etwa die sofortige Abschaffung der Religion, deren glücklichen Einfluß auf die Frauen, die Kinder und die ungebildeten Leute er anerkannte, aber Leuten von Geist konnte er es nicht verzeihen, wenn sie ebenfalls auf den Abweg geriethen, und schon mehrmals hatte er sich bemüht, seinen Miethsmann zu den Principien der gesunden Vernunft zurückzuführen.

»Das ist sehr schön,« sagte er, indem er den heiligen Petrus als Märtyrer, welchen Darius malte, betrachtete; »das ist sehr schön gemacht, aber warum malen Sie nicht lieber einen mythologischen Gott? Denn offen gestanden, ich wundere mich, daß es nach dem Erscheinen der Tragödie »Mahomet« und der unsterblichen Encyklopädie noch Menschen gibt —«

»Ah, Herr Mouillebouche,« unterbrach ihn der Maler, »Sie glauben also, die Veröffentlichung der unsterblichen Encyclopädie sollte eigentlich das Ende der Welt zur Folge haben?«

»Ich verstehe Sie nicht, mein Herr,« sagte der Portier pathetisch.

»Nun, Sie wundern sich ja, daß es nach der Herausgabe der unsterblichen Encyklopädie noch Menschen auf der Erde gibt.«

»Wenn Sie mich hätten ausreden lassen, so würden Sie verstanden haben, was ich sagen wollte.«

»Frederic,« sagte Darius zu dem Fremden, »wie findest Du meinen heiligen Petrus?«

»Es wäre ein sehr schöner Kopf, wenn der Heiligen-

schein nicht etwas Mützenähnliches hätte, was dem Ausdruck ein wenig schadet.«

»Gut,« sagte Darius, »man wird den Heiligenschein umarbeiten — Dir zu Gefallen.«

Mouillebouche nahm sein Lieblingsthema wieder auf, indem er fortfuhr:

»Ich sagte also, der unsterbliche Verfasser des »Mahomet« oder der Aberglaube —«

Darius kannte seinen Portier durch und durch. Er wußte recht wohl, daß der ehrliche Mouillebouche nicht blos in sein Atelier hinaufgekommen, um ihm einen philosophischen Vortrag zu halten; dennoch hütete er sich wohl, ihn nach dem Zweck seines Besuches zu fragen, sondern zog es vor, eine seiner gewohnten Mystificationen vorzunehmen und seinem Freund einen Begriff von der Dummheit dieses Freigeistes vorzuführen.

»Wie befindet sich Ihre Frau Gemalin, Herr Mouillebouche?« fragte er mit anscheinendem Interesse. »Ich bin ihr schon seit mehreren Tagen nicht begegnet.«

»Meine Pamela? Sie sind sehr freundlich, Herr Darius. Sie befindet sich ganz vortrefflich.«

»Nun um so besser,« sagte der Maler. »Diese Versicherung von Ihrer Seite freut mich, denn offen gestanden, das letzte Mal, als ich Madame Pamela Mouillebouche sah, kam sie mir sehr mager vor.«

Hier holte der Portier einen tiefen Seufzer.

»Frei herausgesagt, sie kam mir vor so trocken wie ein Häring und ich sagte bei mir selbst: Das ist eine Frau, die nicht viel zuzusetzen hat.«

»Mein Herr,« hob der Portier wieder an, »Ihre Besorgniß gereicht mir zur großen Ehre. Ja, es ist wahr, meine Pamela ist sehr mager und ich bin ein sehr unglücklicher Mann. Es ist das die Qual meiner Tage und meiner Nächte.«

»Madame Pamela arbeitet zu viel.«

»Ja, sie arbeitet allerdings ziemlich viel. Des Morgens hat sie ihre Laternen auszulöschen und ihre Garçonzimmer in Ordnung zu bringen, Mittags hat sie ihre Laternen zu putzen und dann die Gänge für die Miethbewohner zu besorgen, des Abends endlich hat sie ihre Laternen anzuzünden. Die Arbeit ist jedoch eine Zerstreuung, mein Herr,« setzte der Portier philosophisch hinzu. »Der Mensch gewöhnt sich an Alles. Ich, der ich mit Ihnen spreche, habe mich selbst sehr gut daran gewöhnt, nur meine Frau will sich nicht daran gewöhnen. Ich messe dies der Schwäche ihres Geschlechtes bei und ich, der ich die magern Frauen nicht ausstehen kann — wenn ich nicht durch das Gefühl meiner Pflichten zurückgehalten würde — die Pflicht aber geht allem vor —«

»Das Unglück des Herrn Mouillebouche rührt mich tief,« unterbrach ihn der Freund des jungen Malers.

»Ach, mein Herr, Sie sind zu gütig.«

»Und ich will ihm ein untrügliches Recept mittheilen, um der ferneren Abmagerung seiner Gattin Einhalt zu thun — doch, was sage ich? — um ihm vielmehr die wohlbeleibteste aller Frauen des Königreichs Frankreich und Navarra zu verschaffen.«

»Ist das wahr?« rief der Portier, dessen Gesicht zu strahlen begann wie die aufgehende Sonne.

»Es ist nur eine Gefahr dabei, die man aber bei gehöriger Vorsicht vermeiden kann.«

»Und worin besteht diese Gefahr?«

»Darin, daß Madame Mouillebouche sich leicht in ein lebendes Phänomen verwandeln könnte. Indessen dann könnten Sie sie für Geld sehen lassen.«

»Mein Herr,« sagte der Portier, dessen Würde durch diese Hypothese verletzt zu werden schien, »mein Sohn ist allerdings Schauspieler, aber es besteht ein großer Unterschied zwischen den Bretern, auf welchen man die Meisterwerke der Kunst zur Darstellung bringt, und den elenden Buden, in welchen man Riesinnen und zweiköpfige Kälber sehen läßt.«

»Na, es war ja blos ein Scherz. Sind Sie vielleicht im Orient gereist, Herr Mouillebouche?«

»Nein, niemals. Ich bin nie weiter gekommen als bis Saint-Cloud und überdies zu Lande.«

»Wenn Sie im Orient gewesen wären, so würden Sie wissen, daß die Frauen dieses Landes wegen ihrer prachtvollen Corpulenz berühmt sind. Ja noch mehr, die magern Frauen sind dort aus der guten Gesellschaft verbannt, und um in das Serail zu gelangen, müssen sie ein gewisses Gewicht, einen gewissen Leibesumfang nachweisen.«

»Nicht möglich!«

»Es ist aber so, wie ich die Ehre habe, Ihnen zu sagen. Der Sultan läßt sie wiegen, ehe er ihnen das Schnupftuch zuwirft, und sie können nicht nach dem Range einer Favoritsultanin trachten, wenn sie nicht wenigstens ein Gewicht von dreihundertundfünfzig Pfund erlangt haben. Bringen

sie es noch weiter, so hat dann ihr Glück keine Grenzen mehr.«

»Dreihundertundfünfzig Pfund! so viel!«

»Nicht ein Loth weniger. Es ist dies eine Vorschrift des Korans und was dieser gebietet, thun die Türken unbedingt. Zum Glück besitzen diese Damen ein untrügliches Mittel, um das vorschriftsmäßige Gewicht zu erlangen, und ermangeln niemals es in Anwendung zu bringen.«

»Und dieses Mittel?«

»Besteht ganz einfach darin, daß man jeden Morgen nüchtern ein halbes Dutzend sogenannte türkische Pastillen (Sog) und Abends ebensoviel einnimmt.«

»Ich habe aber immer geglaubt,« sagte Mouillebouche schüchtern, »die türkischen Pastillen würden blos als Räucherwerk angewendet, um die Zimmer zu parfümiren.«

»Ach, welch' ein Irrthum! Man verschlingt sie auch, das steht außer allem Zweifel. Lassen Sie Ihre Frau einige Monate lang türkische Pastillen nehmen und Sie werden mir wiedersagen, welche wunderbare Wirkung sich herausstellt. Ich garantire Ihnen das koranmäßige Gewicht.«

»Wo bekommt man diese kostbaren Pastillen zu kaufen, mein Herr?«

»Bei den Gewürzkrämern in Constantinopel oder in Cairo.«

»Zum Teufel, das ist aber nicht unter der nächsten Pforte!«

»Nein, es ist unter der ottomanischen Pforte.«

»Ach, mein Herr,« sagte Mouillebouche, welcher nun eine Mystification argwohnte, »treiben wir mit einem ernst-

haften Kummer keinen Scherz, denn das Gebrechen meiner Frau ist für mich ein wirklicher Kummer.«

»Ich spreche in vollem Ernste. Fragen Sie nur Darius, der diese fernen Gegenden bereist hat. Dann gibt es noch die Reisbouletten, auch Kukuruz genannt.«

»Die Reisbouletten?«

»Ja wohl; selbst die eingewurzeltste, hartnäckigste Magerkeit weicht unmerklich vor diesem kostbaren Nahrungsmittel. Schon in der ersten Woche wird die betreffende Person, was man gewöhnlich gut bei Leibe nennt, am Ende der zweiten ist sie fett, in der dritten wird sie dick, in der vierten unbehilflich und in der fünften rührt sie der Schlag, wenn sie die Unklugheit begeht, in dieser allzu kräftigenden Diät nicht eine Pause zu machen. Reisbouletten sind das Lieblingsgericht bei gemeinen Türken, welche eben so gut Liebhaber von dicken Frauen sind wie die reichen Paschas, aber nicht die Mittel haben, sie mit Pastillen zu mästen.«

Der Portier ward ängstlich. Dieser ein wenig zu weit ausgesponnene Scherz begann ihm verdächtig zu erscheinen.

Darius gab seinen Gedanken deshalb sofort eine andere Richtung, indem er einen neuen Gegenstand zur Sprache brachte und ihm Gelegenheit gab, ein vor einigen Monaten in der Rue de la Huchette vorgekommenes Verbrechen zu erzählen, dessen Thäter hingerichtet worden.

Der Gatte der allzu mageren Pamela trug diese Erzählung ganz vorzüglich schön vor und ward nicht müde, sie zu wiederholen.

»Herr Mouillebouche,« rief plötzlich der Maler, indem er seinem Freund einen verstohlenen Blick zuwarf, »erzäh-

len Sie uns ein wenig die Geschichte von jenem Manne, der kürzlich auf dem Grèveplatz gehängt ward, weil er einer jungen Köchin etwas Unangenehmes zugefügt hatte.«

»Er war ein Savoyard und Hausmeister bei einem Secretär des Königs,« hob Mouillebouche sofort an. »Er hatte sich in ein Kammermädchen verliebt und ermordete sie, weil sie seinen verbrecherischen Absichten lebhaften Widerstand entgegensetzte.«

»Ich schenke dem Benehmen des Kammermädchens meinen ganzen Beifall,« sagte Darius. »Sie hat ihren Stand durch einen Zug geehrt, der durch den Pinsel verherrlicht zu werden verdiente. Was ich aber bei der Sache nicht begreife, ist, daß man den Hausmeister gehängt hat, während doch nur der Savoyarde strafbar war. Man möchte hier an der Gerechtigkeit der Menschen zweifeln. Es scheint mir dies noch viel stärker zu sein als die berüchtigte Verurtheilung des Jean Calas.«

»Aber haben Sie mich denn nicht verstanden?« sagte der Portier mit einer Geberde der Ungeduld. »Der Hausmeister und der Savoyard waren eine und dieselbe Person.«

»Wie? sie waren eine und dieselbe Person?« entgegnete Darius mit der Miene des Erstaunens.

Dann rief er:

»Ah, jetzt weiß ich's! Sie waren mit dem Unterleibe zusammengewachsen wie jene beiden Zwillinge, die man in diesem Augenblick auf dem Jahrmarkt in Saint-Laurent zeigt. Ha, welch ein Phänomen! Ein Savoyard und ein Hausmeister! So etwas ist sicherlich noch nicht dagewesen.«

»Aber Sie verstehen mich ja immer noch nicht!« rief der Portier; »Sie verstehen mich immer noch nicht.«

»Wie, der Hausmeister und dieser Savoyard waren nicht zusammengewachsen?«

»Nein, durchaus nicht!«

»Nun, dann komme ich wieder auf meine erste Behauptung zurück und frage: Warum diese Ungerechtigkeit gegen den Hausmeister?«

»Nun, weil der Hausmeister den Mord verübt hatte!« heulte Mouillebouche.

»Nun, dann aber war der Savoyard unschuldig, und das Urtheil ist nicht weniger ungerecht!«

Der Portier war wie vernichtet und stand einige Augenblicke da, ohne ein Wort hervorbringen zu können.

»Herr Darius,« sagte er endlich, »verstehen Sie doch, was ich Ihnen sage; der Savoyard und der Hausmeister waren eine und dieselbe Person.«

»Dann waren sie auch zusammengewachsen, davon gehe ich nicht ab!« rief Darius.

Mit einem großen Aufwand von Geduld gelang es Mouillebouche endlich dem jungen Maler begreiflich zu machen, daß der Hausmeister und der Savoyarde wirklich nur eine Person gewesen waren, aber nicht nach Art jener Naturspiele, welche man für Geld sehen läßt, sondern weil der genannte Hausmeister in Savoyen geboren war.

»Ah, warum sagten Sie mir das nicht sogleich!« antwortete Darius. »Sie hätten mir dann ein besonders in Gegenwart meines Freundes für meine Eigenliebe demüthigendes Mißverständniß erspart. Nun ist die Sache allerdings

sehr einfach, und wenn der Secretär des Königs das menschliche Herz gekannt hätte, so hätte er diesem Hausmeister gleich von Anfang an nicht getraut. Merken Sie wohl, Herr Mouillebouche, ein Mensch, der seinem natürlichen Berufe untreu wird, nimmt allemal ein schlechtes Ende. Was mich betrifft, so erwarte ich von einem Savoyarden, der nicht Schornsteinfeger ist, gleich von vorneherein nichts Gutes. Ist das nicht auch deine Meinung, Frederic Dalkens?«

»Ihr Freund heißt Frederic Dalkens?« rief Mouillebouche, den jungen Maler unterbrechend. »Dann habe ich mit ihm zu thun.«

»Ei, warum sagten Sie das nicht eher?« rief der Maler. »Seit zwei Stunden unterhalten wir uns von vollkommen müßigen Dingen —«

»Ach, Herr Darius, ich sollte meinen, Sie selbst hätten — doch mit kurzen Worten, dies ist der Zweck meines Erscheinens in diesem Atelier, welches ich, glauben Sie mir wohl, ohne eine gebieterische Pflicht nicht betreten haben würde.«

Hierauf wendete er sich zu dem Freunde seines Miethsmannes und fuhr fort:

»Mein Herr, in diesem Hause wohnt eine junge Witwe, Frau von Lincy, welche binnen Kurzem den Herrn Procurator Desescameaux heiraten soll, aber, wie ich gestehen muß, mir seit zwei Tagen eine etwas unregelmäßige Existenz zu führen scheint. Zum Glück bin ich in dem ganzen Quartier wegen meiner außerordentlichen Verschwiegenheit bekannt, und ich werde daher nicht auf den Dächern auspo-

saunen, daß sie erst gestern einen jungen Herrn, den Chevalier von Roswil, in ihrem Zimmer empfangen hat.«

»Wie,« sagte Frederic Dalkens, »den Chevalier Georges von Roswil?«

»Kennen Sie ihn?«

»Ja wohl, er ist einer meiner intimsten Freunde.«

»Nun um so besser, dann können Sie vielleicht Frau von Lincy sagen, wo er in diesem Augenblick ist. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß diese Dame vor zwei Tagen den Besuch eines schönen jungen Mannes empfing. Gut,« sagte ich bei mir selbst, »sie will unsern alten Procurator, Herrn Desescameaux, heiraten, den sie schon bewogen, seine Haushälterin fortzuschicken, und der arme Mann ist durchaus nicht hübsch. Dieser könnte also dann der Liebhaber sein.« So folgere ich.« Dann sage ich zu Pamela: »Wenn er wieder fortgeht, mußt Du ihm nachschleichen.« Da es gerade die Stunde war, wo sie mit dem Aufräumen ihrer Zimmer fertig war und nun die Laternen zu putzen hatte, so folgte ihm die gute Frau bis an seine Wohnung und erfuhr auf diese Weise seinen Namen. Dies ist aber noch nicht Alles. Gestern Abend, mein Herr, gegen Mitternacht, ja es war gegen Mitternacht, fand der Chevalier von Roswil sich bei Frau von Lincy ein. Die Wahrheit verlangt zu sagen, daß er nicht lange bei ihr blieb und daß sie sich veruneinigt haben müssen, denn als er fortging, schlug er die Thür zu, daß meine ganze Loge wackelte. Endlich diesen Morgen beauftragte mich Frau von Lincy, und ich beauftragte wiederum Pamela, zu erkunden, ob der Chevalier von Roswil Paris verlassen habe oder nicht, und als wir erfuhren, daß er

plötzlich abgereist sei, ohne seinen Leuten zu sagen wohin, ersuchte mich die eben erwähnte Frau von Lincy, ihr die Adresse eines Malers Namens Frederic Dalkens zu verschaffen. Da Sie dies selbst sind, mein Herr, so ist mein Auftrag ausgerichtet. Haben Sie die Güte, selbst mit dieser Dame zu sprechen.«

»Lieber Freund,« unterbrach Darius, »es ist ein reizendes Geschöpf. Ich bin ihr zwei- oder dreimal auf der Treppe begegnet. Sie hat Augen von unendlich sanftem Ausdruck, einen Mund, der einen Heiligen in Versuchung führen könnte, den Wuchs einer Göttin —«

»Das ist aber sehr eigenthümlich,« sagte Dalkens, sich zu dem Portier wendend. »Wissen Sie auch gewiß, daß Sie sich nicht täuschen?«

»Ganz gewiß weiß ich dies. Eben so,« setzte der Portier hinzu, »bin ich auch überzeugt, daß sie, wenn sie Sie so nahe gewußt hätte, nicht verfehlt haben würde Sie zu ersuchen, zu ihr zu kommen.«

»Was räthst Du mir, Darius?« fragte Dalkens. »Das Abenteuer scheint mir pikant zu sein.«

»Du hast blos Eins zu thun. Geh zu dieser anbetungswürdigen Witwe hinunter. Es ist klar, daß sie in irgend eine Intrigue verwickelt ist, aus der sie sich nicht allein herauszuhelfen weiß. Biete ihr galant deine Dienste an und meiner Treu, dein Freund, der Chevalier von Roswil, wird dabei schlecht wegkommen. Die Abwesenden haben allemal Unrecht.«

»Vielleicht wäre es aber angemessener, die Auskunft, welche sie verlangt hat, ganz einfach zu ertheilen und zu warten.«

»Dalkens,« rief Darius, »wenn Du das thust, so entziehe ich Dir meine Achtung und widme Dich dem Spotte der spätesten Nachwelt, indem ich Dich auf meinem nächsten historischen Bild als Joseph male, welcher der Madame Potiphar entflieht. Du bist sogar noch weniger zu entschuldigen als der Sohn Jacobs; denn diese Dame hier ist Witwe, während jene den Papyrus ihres Ehecontracts durchlöcherte.«

»Wohlan,« sagte Dalkens, nachdem er eine Weile nachgedacht, »Du hast vielleicht Recht. Herr Mouillebouche, ich folge Ihnen — haben Sie die Güte, mich zu Frau von —«

»Frau von Lincy.«

»Ganz Recht, zu Frau von Lincy zu führen. Sie werden ihr melden, Frederic Dalkens sei in ihrem Vorzimmer und stehe Ihnen vollständig zu Diensten. Leb' wohl, Darius.«

»Nicht wahr, Du kommst wieder herauf, um mir die Folgen deines Besuches zu erzählen?«

Mouillebouche war entzückt. Er sah ein, daß er den ihm ertheilten Auftrag weit überschritt, wenn er den Mann, von welchem seine Miethbewohnerin blos die Adresse zu wissen verlangt, in ihr Vorzimmer treten ließ; er hatte aber die Streiche, welche Darius' Freunde ihm wiederholt gespielt, zu gut im Gedächtniß und machte es sich zum großen Vergnügen, einen dieser Maler, die sich so oft auf seine Kosten lustig machten, in Verlegenheit zu bringen.

Die Eingangsthür zu Pelagie's Zimmer stand offen. Mouillebouche zog Dalkens rasch hinein, ließ ihn zwei oder drei Zimmer durchschreiten, öffnete dann plötzlich das Boudoir der sogenannten Frau von Lincy und sagte sehr laut:

»Madame, hier ist dieser Herr — Herr Frederic Dalkens, der Freund des Herrn Chevalier Georges von Roswil, welchen Sie mich beauftragt haben, zu Ihnen zu bringen.«

Und nachdem er dies gesagt, entfernte er sich schleunig.

Pelagie erhob sich ganz bestürzt über diesen Besuch und stammelte:

»O mein Herr, glauben Sie mir, ich hatte diesen Mann nicht beauftragt, Sie hieherzuführen, denn ich habe ja gar nicht die Ehre Sie zu kennen.«

Frederic Dalkens wollte durch eine jener alltäglichen Phrasen antworten, welche die gangbare Münze der Galanterie sind, als er, seinen Blick auf Pelagie heftend, plötzlich einen Ruf der Ueberraschung ausstieß.

Dann ergriff er ihre Hand, drückte sie an seine Lippen und sagte:

»Ich hatte nicht erwartet in der schönen Frau von Lincy die Tochter der Frau von Saint-Phar wiederzufinden.«

Fünftes Capitel.

Ein fehlgeschlagenes Complott.

Als Frederic Dalkens die Worte gesprochen: »Ich hatte nicht erwartet in der schönen Frau von Lincy die Tochter der Frau von Saint-Phar wiederzufinden,« konnte Pelagie nicht umhin auszurufen:

»Sie kennen mich also, mein Herr!«

Sie sah jedoch sofort ein, daß sie eine große Unklugheit beging, indem sie auf diese Weise diesem Unbekannten die erste Hälfte ihres Geheimnisses preisgab. Sie nahm sich vor, fortan auf ihrer Hut zu sein, und erwartete die Antwort des Malers.

Dieser hatte ebenfalls binnen wenigen Secunden eine jener raschen Betrachtungen angestellt, welche, obschon blitzschnell vorübergehend, doch ebenso wie ein Blitz die dunkelsten Situationen beleuchten.

»Frau von Lincy ist die Tochter jener Frau von Saint-Phar, welche so schlechte Gesellschaft empfing,« sagte er bei sich selbst. »Augenscheinlich ist sie Georges von Roswil's Geliebte gewesen. Nun aber hatte der Chevalier vor zwei Monaten nur eine Geliebte, jene geheimnißvolle Olympia, welche Gegenstand seiner romantischen, stillverschwiegenen Leidenschaft war. Frau von Saint-Phar war eine Intriguantin ersten Ranges und ihre Tochter ist höchstwahrscheinlich in ihre Fußstapfen getreten. Sie wird mit Georges von Roswil eine Maskenball-Intrigue angeknüpft haben, und hat sich ihm nicht zu erkennen geben wollen, weil sie gefürchtet hat, die Liebe ihres Anbeters sich vermindern zu sehen, wenn er erführe, daß er mit einer Courtisane zu thun hätte. Endlich aber ist mein Freund doch hinter die Wahrheit gekommen, es hat eine Erklärung, eine Entzauberung, ein Zwist stattgefunden, und die angebliche Olympia ist in der Hoffnung, den Flatterhaften, den Undankbaren, den Treulosen zu sich zurückzuführen, auf den Einfall gekommen, sich an einen gefälligen Vermittler zu wenden. —

Ich danke für das Vertrauen! Aber woher hat sie meine Beziehungen zu Georges von Roswil erfahren?«

Alles dies ging, sagen wir es noch einmal, rasch wie der Blitz, und wenn der Leser sich wundern sollte, daß die Gesammtheit der so verwickelten Situation sich in dem kurzen Zeitraum, der die Frage: »Sie kennen mich also, mein Herr?« von der darauffolgenden Antwort trennte, sich auf so bestimmte und scharfe Weise in Frederic Dalken's Geiste zeichnete, so müssen wir die Leser bitten, sich zu erinnern, daß Dalkens Maler war und daß er bei Ausübung seiner Kunst eine ihm angeborene Fähigkeit, die des Gruppirens, in hohem Grade entwickelt hatte.

Nachdem die beiden Personen dieser improvisirten Scene sich auf diese Weise vorbereitet und von ihrer ersten Ueberraschung erholt hatten, entspann sich zwischen ihnen folgendes Gespräch:

»Madame,« sagte Dalkens, »ich habe das Vergnügen gehabt, Sie vor mehreren Jahren in einem Hause zu sehen, wo sich häufig eine Gesellschaft versammelte —«

Da er zögerte, die Gesellschaft der Frau von Saint-Phar durch ein der Sache angemessenes Epitheton zu charakterisiren, so sagte Pelagie in lebhaftem Tone:

»O, Sie brauchen sich nicht zu geniren — nennen Sie diese Gesellschaft immerhin bei ihrem wahren Namen.«

»Glauben Sie mir, Madame, daß ich durchaus nicht die Absicht gehabt habe, Sie zu verletzen.«

»Und warum sollten Sie mich verletzen, wenn Sie sagen, daß dieses Haus der Sammelplatz sittenloser oder leichtfertiger Menschen war, welche sich dort einfanden, um

ihre Gesundheit zu ruiniren und ihr Geld zu verlieren? Ich war damals noch Kind und sobald ich einsah, in welche Umgebung ein beklagenswerthes Schicksal mich versetzt, faßte ich den einzigen Entschluß, der mir übrig blieb: ich entfloh aus dem Hause dieser Frau, die nicht meine Mutter war.«

»Frau von Saint-Phar war nicht Ihre Mutter! Dazu wünsche ich Ihnen aufrichtig Glück, ebenso wie meinem Freunde, dem Chevalier von Roswil.«

»Was wollen Sie damit sagen?« rief Pelagie, welcher es jetzt wieder einfiel, daß der Portier, als er Frederic Dalkens auf so unumständliche Weise bei ihr eingeführt, ihn als einen Freund von Georges vorgestellt hatte.

»Ich will sagen, daß es mir, da ich zu dem Chevalier in einem aufrichtigen Freundschaftsverhältnisse stehe, sehr leid gethan haben würde, zu entdecken, daß die Dame, welche auf sein Herz einen so lebhaften Eindruck gemacht, diese Olympia, von welcher er mir so oft erzählte und die sich in ein so geheimnißvolles Dunkel hüllte, um ihm ihren wahren Namen zu verbergen, die Tochter eines erbärmlichen Geschöpfes, eines wirklich seltenen Urbildes von Verderbtheit und Immoralität wäre.«

Pelagie erschrak, als sie auch dieses zweite Geheimniß in den Händen des Malers sah, und vergaß das System von Klugheit und Zurückhaltung, welches sie einige Augenblicke vorher sich vorgenommen, zu befolgen.

»Herr Frederic Dalkens,« sagte sie, indem sie den Maler einlud, Platz zu nehmen, »ich weiß nicht, was Sie in diesem Augenblicke beabsichtigen und welcher Berechnung

Sie gefolgt sind, indem Sie auf diese Weise vor einer Frau erscheinen, die Sie nicht kennt, um ihr Gemüth zu beunruhigen, indem Sie ihr so verborgene Umstände offenbaren. Sie haben indessen nun zu viel gesagt, als daß ich nicht noch mehr verlangen sollte.«

Der Maler nahm den Stuhl, welchen ihm Pelagie bot, und setzte sich sehr unbefangen, gerade wie er in Gesellschaft bei einer jener Conversationen gethan haben würde, welche blos aus alltäglichen Galanterien zusammengesetzt sind.

Sie fuhr fort:

»Ich habe, wie ich gern gestehe, eine große Unklugheit begangen, indem ich nach Ihrer Adresse gefragt habe. Es kann nichts fruchten auf das zurückzukommen, was einmal geschehen ist, und wenn ich dafür bestraft worden bin, so trifft diese Strafe nur mich. Sie aber, mein Herr, sind mir eine Erklärung Ihres Benehmens gegen mich schuldig. Ich erwarte und verlange dies.«

Frederic Dalkens ließ sich nicht zweimal bitten. Er hatte keinen Grund, die aufrichtige Aufklärung zu verweigern, welche man von ihm verlangte.

Er erzählte daher Pelagie, daß er mit dem Chevalier schon lange befreundet sei, daß sie gewohnt gewesen, sich wechselseitig ihre Jugendgeheimnisse zu vertrauen und wie Georg Roswil bei einem Frühstück seine Liebschaft mit einer vornehmen Dame mitgetheilt, die er ohne Begleitung auf dem Balle der großen Oper getroffen und die er nur unter dem Namen Olympia kenne.

Hierauf fügte er hinzu, wie Mouillebouche ihm so

eben gesagt, diese Frau von Liney, welche ihn beauftragt, sich nach seiner, Dalkens, Adresse zu erkundigen, habe am gestrigen und vorgestrigen Tage den Besuch des Chevalier Georges von Roswil empfangen und sei in Unruhe und Aufregung gerathen, als man ihr die plötzliche Abreise des Chevaliers gemeldet.

Endlich erklärte er ihr noch, durch welche rasche Aneinanderreihung von Ideen er zu dem Schlusse gekommen, daß Olympia und Frau von Liney eine und dieselbe Person seien.

Als der Maler zu Ende war, fühlte Pelagie sich wieder ein wenig beruhigt und zwar um so mehr, als er von der seltsamen Enthüllung, welche Meister Martin ihr am Abend vorher gemacht, nicht das Mindeste zu wissen schien.

Der ganze Vorgang nahm sogar eine ihr willkommene Wendung, denn war es ihr nicht leicht, sich das Wohlwollen des jungen Malers zu erwerben, indem sie ihm ihr Herz ausschüttete, ihm Alles, was zwischen ihr und dem Chevalier seit jener Ballnacht im Opernhause geschehen, erzählte und ihm auseinandersetzte, welchem Zartgefühl sie gehorcht, als sie ihm zur Pflicht gemacht, ihren Namen und ihre sociale Stellung niemals zu entdecken zu suchen?

Weiter aber wollte sie diese vertraulichen Mittheilungen nicht treiben, sondern ihren so eben erst stattgehabten Bruch mit dem Chevalier auf Rechnung eines unerheblichen Beweggrundes, eines der in Verhältnissen dieser Art so häufig vorkommenden Umstände bringen.

Durch diese geschickte Verschmelzung von Zurückhaltung und Wahrheit konnte sie sich in dem Freunde des Che-

valier eine kostbare Stütze den eigenthümlichen Eventualitäten gegenüber schaffen, welche Meister Martin ihr in Aussicht gestellt, eben so wie ein Mittel, sich, wenn ihr vielleicht jeder andere Rettungsweg abgeschnitten ward, ihrem Geliebten wieder zu nähern.

Sie that dies mit einer gewissen Geschicklichkeit und entwickelte in ihrer Erzählung und ihren halbvertraulichen Mittheilungen so viel Anmuth und Natürlichkeit, daß der Maler, von dem ersten Widerwillen, den er in Gegenwart der Person empfunden, die er für die Tochter der Frau von Saint-Phar hielt, vollständig geheilt, sich nicht mehr über den gewaltigen Eindruck, den sie auf das Gemüth des Chevaliers gemacht, und über die heftige Liebe wunderte, welche sie ihm eingeflößt.

Pelagie wünschte nun ihrerseits genau die Beziehungen zu kennen, in welchen Dalkens zu der angeblichen Frau von Saint-Phar gestanden, um sich zu vergewissern, ob er nicht etwas von der Vergangenheit dieser Frau kenne.

Anfangs zeigte der Maler über diesen Punkt sich nicht sonderlich mittheilsam.

Er hatte die Salons der Frau von Saint-Phar besucht wie so viele andere junge Leute, die durch den doppelten Reiz des Spiels und der Galanterie angelockt wurden, und er hatte sich wieder davon zurückgezogen, sobald eine traurige Erfahrung ihm die mannigfachen Gefahren dieser Gesellschaften gezeigt hatte.

Dennoch machte Pelagie ihn bald redseliger, indem sie ihm zu verstehen gab, die schmachvolle Vergangenheit der Person, die lange Zeit für ihre Mutter gegolten, sei ihr selbst recht wohl bekannt.

Sie nannte den Namen Laura's, sodann den der Frau von Givré und bemerkte bald, daß er die ganze Geschichte der Maitresse Lambert's in ihren wesentlichen Einzelheiten kannte, abgerechnet jedoch die Entführung und das Verschwinden des Kindes der Gräfin Hermine — Umstände, auf welche der Maler keine Anspielung machte, und von welchen sie selbst nicht zu sprechen wagte, so sehr fürchtete sie sich zu verrathen.

In Bezug auf die Episode in dem Pavillon des Sackgäßchens des Vignes war sie weniger zurückhaltend.

»Diese Frau,« sagte Pelagie, »hat hier eine furchtbare Rache ausgeübt, man behauptet aber, sie sei von dem Grafen von Givré unter Umständen verführt und verlassen worden, welche diese Rache erklären, wenn auch nicht rechtfertigen. Der Graf soll sie ihrer Familie, einer ehrlichen Fabrikantenfamilie in Lyon, entführt und ihr die Ehe versprochen haben. Als die Unglückliche, nachdem sie erfahren, daß ihr Geliebter sich vermält habe, vor Schmerz und Verzweiflung halb wahnsinnig herbeigeeilt kam, behandelte man sie als eine jener Unglücklichen, welche die Polizeiverordnungen außer dem Gesetze stellen uud warf sie in's Spital unter Diebinnen und Prostituirte.«

»Laura wäre ein Opfer der Ungerechtigkeit gewesen? Glauben Sie das ja nicht!« rief Frederic Dalkens. »Wenn sie Ihnen dies vielleicht selbst erzählt hat, so hat sie mit Ihrer Leichtgläubigkeit ihr Spiel getrieben.«

»Sie war also nicht durch den Grafen von Givré verführt worden?«

»Es kommt darauf an, wie man es versteht. Als der

Graf nach Lyon kam und in Laura's Familie eingeführt ward, war er schon vermält. Dieses Mädchen wußte dies recht wohl und sie ging selbst mit voller Ueberlegung ihrem Untergange entgegen. Wenn diese Geschichte Sie interessirt, so will ich sie Ihnen erzählen.«

»Allerdings interessirt mich dieselbe sehr, aber woher wissen Sie dies Alles?« konnte Pelagie nicht umhin zu fragen, denn ihr Erstaunen stieg immer höher bei diesen Enthüllungen, die ihr von allen Seiten über Vorgänge gemacht wurden, deren Existenz sie bis jetzt nicht einmal geahnt und von welchen sie gleichwohl ziemlich nahe berührt ward, wenn sie wirklich die Tochter der Gräfin von Givré war, wie Meister Martin ihr versichert hatte.

»Darauf kommt nicht viel an,« entgegnete der Maler. »Vielleicht werde ich es Ihnen später sagen, für den Augenblick aber würde dadurch meiner Erzählung nichts Wesentliches hinzugefügt werden. Vor allen Dingen aber und ehe ich Ihnen die Liebschaft Laura's mit dem Grafen von Givré erzähle, müssen Sie die Familie kennen, in welcher sie erzogen worden.«

Der Maler wollte die wahre Geschichte Laura's, das Gegenstück des Berichtes, den wir in Jacques Herbin's Manuscript gelesen, erzählen, als durch das Getöse eines lauten Wortwechsels Pelagie's Aufmerksamkeit abgelenkt und Frederic Dalkens unterbrochen ward.

In dem Vorzimmer mischte sich eine Männerstimme mit der Stimme der Frau, welche das ganze Dienstpersonal der sogenannten Frau von Lincy ausmachte.

Da die beiden Stimmen sich bis zu einer ganz unge-

wohnten Höhe erhoben, so öffnete Pelagie die Thür des Boudoirs und sah sich auf einmal dem Vertrauten des Grafen Cardiano-Cardiani, Herrn Durand oder vielmehr Meister Filoche, gegenüber.

Seit dem Auftritt, welcher zwischen ihr und dem Handelsmann der Cité in seiner Wohnung auf dem Quai des Ormes stattgefunden, einem Auftritt, in Folge dessen Pelagie sich dazu verstanden, den Plänen des Anführers der Würger dienstbar zu sein, hatte Filoche ausschließlich ihr die Instructionen des Meister Martin mitgetheilt, und dieser war, wie wir gesehen haben, nur ein einziges Mal bei ihr erschienen, um den Plan ihrer Flucht mit dem Chevalier von Roswil zu vereiteln.

»Wie? Sie befehlen Ihrer Dienerin, mich nicht vorzulassen?« sagte Filoche in ziemlich brutalem Tone zu ihr.«

»Ich habe keinen derartigen Befehl ertheilt,« entgegnete Pelagie. »Warum sollte ich mich weigern, Sie zu empfangen?«

»Madame hatte Besuch,« bemerkte die Dienerin, »und dieser Herr wollte mit aller Gewalt hinein, ohne sich erst anmelden zu lassen.«

Filoche warf einen raschen Blick in den Hintergrund des Boudoirs und gewahrte Frederic Dalkens, der nicht sogleich wußte, welche Rolle er spielen solle.

»Wie,« sagte der Würger bei sich selbst, »das ist ja, wenn ich mich nicht irre, ein bekanntes Gesicht — der Freund des Vicomte Jules von Bervilly und des Chevalier von Roswil! Was will er bei Pelagie? Darüber muß ich mit dem Capitän sprechen.«

Dann wendete er sich zu Pelagie und sagte in gedämpftem Tone, so daß er von dem Maler nicht gehört werden konnte:

»Madame, es ist gestern Jemand bei Ihnen gewesen und hat Ihnen den Besuch des Grafen Cardiano-Cardiani gemeldet. Der Graf läßt Sie um Entschuldigung bitten und ersucht Sie, sich bei ihm einzufinden — wegen der Ihnen bekannten Angelegenheit — es ist kein Augenblick zu verlieren. Haben Sie die Güte mir zu folgen — mein Wagen hält unten.«

Die durch diesen Zwischenfall beunruhigte Pelagie erhob keinen Einwand und verabschiedete den Maler, welchen Filoche nicht aus den Augen verlor, dem sie aber doch leise zuflüstern konnte:

»Kommen Sie morgen wieder.«

Einige Augenblicke später führte ein mit zwei Pferden bespannter Wagen sie nach dem Dorfe Passy.

Als der Doctor Peyrotte den Grafen Cardiano-Cardiani verlassen, welchem er versprochen hatte, ihm noch denselben Tag Laura zuzuführen, um sie Pelagie gegenüberzustellen, hatte er sich zu Savarus begeben und dieser hatte ihm seine letzten Instructionen ertheilt.

Nun aber galt es noch die ehemalige Maitresse Lambert's zu bestimmen, die Rolle, welche man ihr zutheilte, auch zu spielen.

Peyrotte, der ihre teuflische Bosheit und ihren Haß gegen die Givrés kannte — einen Haß, der ihre Rache überlebt und der durch das Alter nur noch mehr entwickelt worden — zweifelte nicht an ihrer Einwilligung.

Man darf hierbei nicht vergessen, daß, wenn es sich in diesem Augenblicke für den Grafen Cardiano-Cardiani darum handelte, das wirkliche Kind der Gräfin Hermine, welches er in Pelagie's Person gefunden zu haben glaubte, als solches anerkannt zu sehen, es sich für Savarus und Peyrotte dagegen blos um das Unterschieben einer Erbin handelte, wozu sie dem Anführer der Würger den Plan geliefert, ohne noch etwas von der eigentlichen Entdeckung zu wissen, welche Regina's Vater gemacht.

Peyrotte folgerte — und er hatte nicht verfehlt, Savarus dies auseinanderzusetzen — in nachstehender Weise:

»Laura's Haß besteht noch eben so glühend wie am ersten Tage, dieser Haß hat jedoch jetzt nichts mehr zu verzehren, weil die ganze Familie Givré, mit Ausnahme des alten Barons und Diana's, welche verschwunden, erloschen ist. Würde man ihr aber nicht eine neue und eigenthümliche Nahrung liefern und wäre es nicht eine raffinirte Rache, die dem Gemüth dieses Weibes gefallen müßte, wenn man in die Häuslichkeit der vornehmen Familie eine Fremde, eine Abenteurerin, eine Verlorene einschwärzte, welche den Namen und das Erbe in Anspruch nähme und nicht verfehlen würde, den Wappenschild der Givré durch ihre Schande zu besudeln.«

Wenn man Laura die Angelegenheit des Grafen Cardiano-Cardiani in diesem Lichte darstellte, so konnte sie gewiß nicht umhin, diesem unheilvollen Werke ihre Mitwirkung zu leihen.

Diese Schlußfolgerung war richtig und Laura willigte ein, Peyrotte zu folgen, denn sie war eben so wie dieser überzeugt, es handle sich um eine falsche Erbin.

Der Graf Cardiano-Cardiani bestärkte beide in diesem Glauben, indem er ihnen mit einer cynischen Offenheit, die sie nicht von ihm erwartet hätten, sagte:

»In einigen Minuten wird die Person, von welcher ich Ihnen gesagt, hier sein und ich werde sie Ihnen, Madame, unverweilt vorstellen. Alles berechtigt mich zu der Vermuthung, daß ich die rechtmäßige Erbin des Grafen von Givré entdeckt habe. Sollte aber zufällig« — und er betonte dieses Wort — »diese Hoffnung getäuscht werden, so fordern wichtige auf dem Spiele stehende Interessen, daß eine Erdichtung an die Stelle der Wirklichkeit trete. Madame wird erklären, daß sie die Person, welche sie vor Augen hat, als Diana von Givré, Tochter der Gräfin Hermine, anerkennt. Wir werden auf das geeignete Mittel bedacht sein, um dieser Erklärung ihre ganze mögliche Wirkung zu geben, ohne daß dies mit irgend welcher Gefahr für Sie verknüpft sei. Ich habe ein Document in den Händen, welches geeignet ist, Ihr Anerkenntniß zu bestätigen und Sie sollen jedes eine Summe von hunderttausend Livres erhalten, um damit ruhig im Auslande zu leben. Ist dies Ihnen genehm?«

Wäre Peyrotte auch nicht in der Gewalt des Doctor Savarus gewesen, der ihn nach seinem Willen lenkte und zum gelehrigen Werkzeug eines noch im Zustande der Entwickelung begriffenen Werkes machte, so wäre er doch, durch diese Summe verlockt, sofort auf die Anerbietungen des Grafen eingegangen, obschon er überzeugt war, daß er sich dadurch zum Mitschuldigen eines verbrecherischen Betruges machen würde.

Was Laura betraf, so lag gerade in der Schlechtigkeit der That das eigentlich Verlockende für sie.

Der Vertrag ward demnach geschlossen, als Filoche vor dem Grafen erschien und ihm meldete, daß er soeben Frau von Lincy hergeführt habe.

»Dies ist der Name, den gegenwärtig die Dame trägt, welche, wie ich glaube, die Tochter des Grafen von Givré ist,« sagte er.

Der Graf Cardiano-Cardiani, Laura und Peyrotte befanden sich in einem ziemlich umfangreichen Salon, dessen drei große Fenster auf den Garten gingen und welcher daher vollständig tageshell war.

Die Thür öffnete sich und eine junge Dame trat ein wenig schüchtern und verlegen ein.

Es war Pelagie.

Sie näherte sich der Gruppe, schlug die Augen auf und das erste Gesicht, welchem sie begegnete, war das der Frau von Saint-Phar.

Wie versteinert, unbeweglich und schreckenbleich blieb sie stehen. Vergebens versuchten ihre Lippen einige Worte zu murmeln.

Was Laura betraf, als sie Pelagie erblickte, die sie ebenfalls sofort erkannte, so unterdrückte sie eine unbemerkbare Bewegung und indem sie sich zu dem Grafen Cardiano-Cardiani wendete, sagte sie mit großer Kaltblütigkeit zu ihm:

»Ist dies die Person, von welcher Sie mir gesagt haben?«

»Ja, das ist sie,« antwortete der Graf.

*

»Mein Herr, es thut mir leid, daß Sie sich bemüht haben. Diese Dame ist mir völlig unbekannt und ich weiß über ihre Persönlichkeit keinerlei Auskunft zu geben.«

Diese letzten Worte Laura's riefen das hervor, was man auf der Bühne einen Knalleffect nennt.

Peyrotte und der Graf Cardiano-Cardiani sahen einander bestürzt und verblüfft an. Eine so seltsame Entwickelung dieser complicirten und mit so viel Schlauheit angesponnenen Intrigue hatten sie nicht vorausgesehen.

Ersterer stieß, als er seine letzten Hoffnungen auf Reichthum zerstört sah — denn das Versprechen einer Belohnung von hunderttausend Livres hatte ihm die Aussicht auf die lachendste Zukunft geöffnet — einen tiefen Seufzer aus, während der Zweite, wüthend die Fäuste ballend, einen wilden Fluch unterdrückte. Beide vermochten sich nicht die Handlungsweise der Frau von Saint-Phar zu erklären.

Nur Pelagie durchschaute instinctmäßig die Situation und errieth, warum Laura that, als ob sie ihre ehemalige Pflegetochter nicht wieder erkannte.

»Es ist abermals ein Rachegedanke, der sie veranlaßt, so zu handeln,« sagte sie bei sich selbst. »Jener Mann, der gestern Abend bei mir war, hat mich nicht getäuscht. Ich bin wirklich die Tochter des Grafen von Givré, aber sie will mich nicht dem Abgrunde entreißen, in welchen sie mich selbst gestürzt hat.«

Der durch die Ruhe und Kaltblütigkeit, womit Laura ihre unerwartete Erklärung ausgesprochen, einen Augenblick aus der Fassung gebrachte Graf Cardiano-Cardiani gewann mittlerweile seine ganze Sicherheit wieder und sagte, indem er sich Laura näherte, mit leiser Stimme zu ihr:

»Verlieren wir doch nicht die Zeit mit unnützen Winkelzügen. Sie wollen Geld, nicht wahr? Die Summe, die ich Ihnen geboten, erscheint Ihnen nicht hinreichend. Das hätten Sie sogleich sagen sollen. Ich verdopple diese Summe!«

Laura maß ihn mit stolz verächtlicher Miene und antwortete laut und verständlich jedes ihrer Worte betonend:

»Ich verstehe kein Wort von der seltsamen Scene, die Sie mich hier spielen lassen. Sie sagen mir, Sie würden mich einer Person gegenüberstellen, die ich früher gekannt; Sie fügen hinzu, daß eine Erklärung von meiner Seite, wodurch die Identität dieser Person constatirt würde, für die Lösung einer sehr wichtigen Angelegenheit von großem Gewicht sein könne, nicht wahr?«

Der Graf und Peyrotte machten eine bejahende Geberde.

»Sie führen mich hierher; Sie stellen mir diese Dame vor, die ich heute zum ersten Male sehe und die ich folglich auch nicht recognosciren kann; ich erkläre Ihnen dies rund heraus — was wollen Sie nun noch mehr?«

Regina's Vater fühlte, wie alle Fäden seiner Intrigue ihm unter den Fingern rissen, während er die Kette auf die haltbarste Weise geflochten zu haben glaubte.

Ehe er jedoch das Spiel aufgab oder vielmehr aufschob, wollte er noch einen letzten Versuch machen.

Pelagie wohnte diesem Auftritte bei und hörte den eigenthümlichen Streit, dessen Gegenstand sie selbst war, an, als ob das, was unter ihren Augen vorging, sie nicht berührte, als ob die Frage der Existenz oder Nichtexistenz Dianens von Givré ihr vollständig fremd wäre.

Was Peyrotte betraf, so beobachtete er, indem er im Stillen das schöne Trugbild der hunderttausend Livres betrauerte, mit großer Aufmerksamkeit Alles, was vorging, um dem Doctor Savarus genauen Bericht darüber zu erstatten.

Wir haben bereits erwähnt, daß die so geschickt vorbereitete Zusammenkunft in einem ziemlich umfangreichen Parterresalon stattfand, dessen drei Fenster auf den Garten gingen.

Auf der entgegengesetzten Seite stand Regina's Clavier; rechts befand sich ein Camin, links diesem Camin gegenüber die Eingangsthür und in der Mitte stand ein großer viereckiger Tisch mit sechs Füßen von vergoldetem Holz, mit einer carmoisinrothen Sammetdecke. Aehnliche Ottomanen und Stühle vervollständigten das Meublement.

Gleichfalls sammetne, faltenreiche Vorhänge drapirten die offenen Fenster.

An einem derselben fielen jedoch die Vorhänge gerade herunter und über einander, so daß sie die Aussicht auf den Garten verdeckten, während die beiden andern mittelst an messingenen Haltern angebrachten Schnüren zurückgeschlagen waren.

Als Pelagie eintrat, standen der Graf, Laura und Peyrotte in der Nähe des Claviers beisammen; die ersten Vorgänge dieses Auftrittes hatten jedoch diese Gruppe nothwendig verändert und in dem gegenwärtigen Augenblicke standen die Personen folgendermaßen:

Der Graf Cardiano-Cardiani vor dem Camin; rechts von ihm in der Nähe des Fensters, dessen Vorhänge ge-

schlossen waren, Pelagie, links neben dem Clavier Laura und Peyrotte.

Nachdem der Graf sich einen Augenblick gesammelt, hob er in festem Tone wieder an:

»Ich werde bei dem Werke, welches ich unternommen, durch das Gefühl einer hohen Pflicht aufrecht gehalten, der Pflicht, dem unschuldigen Opfer eines Ereignisses, über welches ich mich hier nicht weiter auszusprechen habe, seinen Namen und seinen Rang wiederzugeben. Hoffen Sie daher nicht, mich lange zu täuschen, oder von dem Ziele, welches ich mir vorgenommen zu erreichen, abzulenken. Die Wahrheit wird früher oder später von selbst zu Tage treten.«

Mit diesen Worten wendete er sich nach Laura herum und fuhr fort:

»Sie sind doch jene Frau, welche vor einigen Jahren unter dem Namen einer Frau von Saint-Phar in Paris ein öffentliches Spielhaus hielt, nicht wahr?«

»Sagen Sie eine Spielhölle,« unterbrach ihn Laura. »Ich habe dies niemals geläugnet. Was haben Sie damit zu schaffen? Ich war dazu befugt, und der Generallieutenant der Polizei hatte mir Concession dazu ertheilt.«

»Ja, in Folge der Vermittlung eines gewissen Industrieritters, Namens Lanion. Sie sehen, daß ich über Ihre Vergangenheit genau unterrichtet bin.«

»Was Sie nicht sagen! Die ganze Stadt kannte mich ja, und Sie selbst haben oft bei mir gespielt. Es gab in meinen Salons eine famose Pharobank, und ich kann mir schmeicheln, daß bei mir auch die hübschesten Frauen anzutreffen waren.«

»Sie hatten damals ein junges Mädchen bei sich, ein Kind, welches Pelagie hieß und von welchem man glaubte, es sei Ihre Tochter. Sie waren aber nicht die Mutter dieses Kindes, Sie hatten es gestohlen —«

»Ha, Peyrotte,« rief Laura, indem sie den Grafen unterbrach und ihrem ehemaligen Helfershelfer einen wüthenden Blick zuwarf; »Sie haben unser Geheimniß ausgeplaudert, Sie haben uns verrathen!«

»Ich?« antwortete Peyrotte. »Ich schwöre Ihnen, daß ich diesem Manne nichts gesagt habe. Als er mich rufen ließ, wußte er schon Alles.«

»Jacques Herbin selbst hat mir seine Geschichte und die Ihrige mitgetheilt.«

»Nun gut, es mag sein, aber was beweist dies und was kann es Ihnen nützen? Haben Sie vielleicht die Absicht, mich bei der Gerichtsbehörde anzuzeigen?«

»Es beweist, daß diese Pelagie wirklich die Tochter des Grafen von Givré ist.«

»Unter uns, mein werther Herr, will ich dies auch recht gern zugestehen. Aber was ist weiter dabei?«

»Mehr will ich nicht wissen. Dieses Geständniß genügt mir,« sagte der Graf Cardiano-Cardiani, »und Sie werden die Folgen davon sehen.«

Hierauf wendete er sich zu Pelagie und fuhr fort:

»Sie haben gehört, was diese Frau gesagt, was sie eingestanden hat? Waren Sie nicht vor einigen Jahren bei ihr, und galten Sie nicht für ihre Tochter?«

Auf diese Weise aufgefordert, stand Pelagie im Begriffe, mit ja zu antworten, als durch den Fenstervorhang

die mit sehr schwacher Stimme, aber dennoch sehr deutlich gesprochenen Worte zu ihr drangen:

»Machen Sie es wie Laura. Läugnen Sie Alles, oder Sie sind ohne Rettung verloren.«

Pelagie fuhr zusammen. Rasch drehte sie sich nach dem Fenster herum. Ein leichter Lufthauch bewegte die Vorhänge, deren Falten zitterten. Sie glaubte auf dem Sande die Tritte einer Person zu hören, welche sich entfernte.

Da Pelagie nicht antwortete, so hob der Graf Cardiano-Cardiani wieder an:

»Hielten Sie sich zu jener Zeit nicht selbst für die Tochter der Frau von Saint-Phar?«

»Ich kenne diese Frau nicht,« sagte Pelagie entschlossen, indem sie fast Wort für Wort Laura's Erklärung wiederholte, »und ich kann Ihnen über dieselbe keinerlei Auskunft geben.«

Für Peyrotte hatte diese Antwort nichts Ueberraschendes, denn er glaubte, der Graf habe irgend eine Unglückliche aufgegattert, um sie gegen ein anständiges Honorar die Rolle Dianens von Givré spielen zu lassen.

»Diese Person ist nicht die klügste,« dachte er, »und die Sache scheint schief zu gehen.«

Der Graf aber, welcher am Abend vorher als Meister Martin verkleidet sich so lange mit Pelagie unterhalten, der aus ihrem eigenen Munde so viele nähere Einzelheiten erfahren, der ihr Jacques Herbin's Manuscript mitgetheilt, welcher mit einem Worte überzeugt war, durch den seltsamsten aller Zufälle die wahre Erbin in die Hand bekommen zu haben, während er nur eine falsche suchte, der

Graf, sagen wir, stürzte auf die ehemalige Figurantin der königlichen Akademie der Musik los, packte sie mit einer Gewalt, welche ihr beinahe einen Schmerzensruf ausgepreßt hätte, beim Arme und rief mit vor Wuth bebender Stimme:

»Wie! Sie nehmen jetzt Alles, was Sie mir erst gestern gesagt, wieder zurück? Sie kennen nicht diese Frau, bei welcher Sie Ihre Kindheit verlebt, der Sie in einem Alter von vierzehn Jahren entflohen sind, um sich der schlechten Behandlung zu entziehen, die Sie von ihr zu erdulden hatten? — Sie haben ihr nicht, indem Sie ihr Haus verließen ein Medaillon gestohlen, ein Frauenporträt, welches, wie Sie vermutheten, das Bildniß Ihrer Mutter war? — Und wie steht es jetzt mit jenen unklaren Erinnerungen Ihrer ersten Kindheit, die für Sie ein so helles Licht auf Ihr Schicksal warfen? Nun, so sprechen Sie doch! Sprechen Sie doch!« rief der Graf, der nicht mehr Herr seiner selbst war, so sehr hatte ihn diese unerwartete Wendung der Dinge aus der Fassung gebracht. »Werden Sie sprechen?«

Pelagie war in großer Verlegenheit. Es war ihr vollkommen klar, daß Meister Martin die Unterredung, die sie mit ihm gehabt, bis in ihre geringsten Einzelheiten berichtet hatte, und es ward ihr schwer zu behaupten, sie habe von all' dem, woran der Graf sie in diesem Augenblick erinnerte, nichts gesagt.

Jene unbekannte Stimme aber, welche sie auf so geheimnißvolle Weise gewarnt, hatte auf ihr Gemüth den lebhaftesten Eindruck gemacht. Sie bedachte, daß für den

Augenblick es weniger unbequem sei, Alles zu läugnen, als Alles zu gestehen, daß es immer noch Zeit sein würde, ihre heutige Erklärung zu widerrufen, während sie, wenn sie sich sofort überlieferte, vielleicht niemals wieder zurücktreten konnte.

»Mein Herr,« sagte sie endlich zu dem Grafen Cardiano-Cardiani, »ich sehe Sie heute zum ersten Male. Sie haben kein Recht, keine Autorität über mich. Eine Person, deren Namen ich Ihnen nicht zu nennen brauche, hatte mir versichert, daß Sie sich für mein Unglück interessirten, und mir sogar Ihren Besuch angekündigt. Wären Sie zu mir gekommen, so hätte dieser Schritt vielleicht mein Vertrauen erweckt und ich hätte Ihnen dann vielleicht Vieles erzählt, was Sie in einem Interesse, welches mir noch unbekannt ist — denn das meinige ist es nicht — vieles erzählt. Anstatt aber sich bei mir einzufinden, lassen Sie mich hierher zu Ihnen kommen, ohne mir vorher sagen zu lassen, daß ich hier noch andere Personen antreffen werde. Sie locken mich gewissermaßen in eine Schlinge; Sie führen zwischen mir und dieser Dame eine Erkennungsscene herbei, von welcher Sie ohne Zweifel großen Effect erwarteten. Alles dies flößt Mißtrauen ein und ich finde es für den Augenblick angemessen, Ihnen nichts mitzutheilen. Maßen Sie sich vielleicht an, meinen Willen zwingen zu wollen?«

»Gut,« sagte der Graf Cardiano-Cardiani, indem er Pelagie beiseite in die Fensterbrüstung führte, »ich weiß nicht, welchen Bedenklichkeiten Sie jetzt gehorchen, aber es wird mir gelingen, dieselben zu zerstreuen. Der Wagen, der Sie hierher gebracht, wird Sie wieder in die Rue des Mi-

nimes zurückführen. Ich werde Sie besuchen und Sie werden dann die ganze Reinheit meiner Absichten kennen lernen. Was diese Elende hier betrifft, so muß sie sprechen.«

Pelagie entfernte sich, ohne ein einziges Wort zu entgegnen, ohne auch nur einen Blick auf Laura zu werfen, die kein Auge von ihr verwendete.

Als sie den Garten durchschritt, gewahrte sie ein junges Mädchen und einen Mann von reifem Alter, die miteinander in der Nähe der Fenster des Salons auf- und abgingen.

Der Anblick des Mannes machte sie betroffen. Es war ihr, als müsse zwischen den Zügen seines Gesichts, aus welchen gleichzeitig Sanftmuth und Energie sprachen, und der Stimme, die in einem entscheidenden Augenblick hinter den Vorhängen hervor zu ihr gesprochen, eine gewisse Analogie bestehen.

»Wer sind diese Personen?« fragte sie den Diener, der sie begleitete, um ihr die Thür des Wagens zu öffnen.

»Es ist die Comtesse Regina, Tochter des Grafen Cardiano-Cardiani, und der Doctor Savarus, ein sehr gelehrter Arzt,« antwortete der Diener.

Als Peyrotte und Laura ebenfalls das Schloß verlassen hatten, ließ der Graf seinen Lieutenant rufen und Filoche erschien sofort.

An der mürrischen, düsteren Miene des Grafen errieth er sogleich, daß nicht Alles zu seiner größten Zufriedenheit abgelaufen war.

»Nun,« fragte Filoche, »haben Sie Ihren Zweck erreicht? War das Wiedersehen ein sehr rührendes?«

»Alles ist fehlgeschlagen — wenigstens für jetzt.«

»Diese Pelagie ist also nicht die fragliche Diana?«

»O ja. Pelagie ist wirklich die Tochter des Grafen und der Gräfin von Givré. Diese Ueberzeugung steht in mir fester als je.«

»Aber worin besteht denn das Hinderniß?«

»Die Saint-Phar, auf welche wir rechneten, weigert sich, Pelagie als Diana anzuerkennen.«

»Aber wenigstens hat doch Ihre Frau von Lincy gegen diese Weigerung protestirt, nicht wahr?«

»Das ist eben der Punkt, wo sie sich auf sehr beklagenswerthe Weise verwickelt. Pelagie erklärt nämlich ihrerseits, daß sie die Saint-Phar ebenfalls nicht kenne.«

»Aber wie hat sie dies hier vor Ihnen nach dem behaupten können, was sie Ihnen gestern gesagt, als Sie ihr ihre eigene Geschichte erzählten?«

»Du vergissest, Filoche, daß ich gestern für sie Meister Martin, der Handelsmann und Trödler war, und daß sie heute in dem eleganten Grafen Cardiano-Cardiani Meister Martin nicht wiedererkennen konnte. Sie hat daher Alles geläugnet, mir aber dennoch zu verstehen gegeben, daß sie vielleicht diese seltsame Erklärung widerrufen könne.«

»Was denken Sie von all' diesem? Was mich betrifft, so hat mir diese ganze Sache gleich von vornherein nicht recht gefallen und Handstreiche sind mir stets lieber gewesen als diplomatische Unterhandlungen.«

»Laura's Benehmen läßt sich vielleicht erklären,« sagte der Graf. »So wie sie vor achtzehn Jahren war, als Haß und Rache sie verzehrte, so ist sie noch heute. Das Alter

ändert nicht die Gemüthsart und das Weib legt eben so wenig, als der Mann, seine Fehler, wenn es alt wird, ab; dieselben gewinnen im Gegentheile nur noch an Stärke. Unser Charakter ist wie eine Form, in welcher alle Ereignisse abwechselnd dieselbe Gestalt annehmen und das, was geschehen ist, reproducirt sich wieder von Neuem, bis endlich die Form zerbricht. Laura hat anfangs geglaubt, wir würden ihr eine falsche Diana von Givré vorstellen. Als sie aber ihr Opfer erkannt hat, ist der Haß, den sie noch gegen diese Familie hegt, stärker gewesen als der Reiz des Goldes und sie hat sich geweigert, ihr ihren Namen wiederzugeben, und sie findet sogar eine raffinirte Rache in dieser halben Enthüllung, welche Pelagie in einem Zweifel läßt, der quälender ist als die schmerzlichste Wirklichkeit.«

»Sehr schön,« sagte Filoche. »Sie folgern wie ein Philosoph und finden für Alles einen Grund. Wir wissen nun, warum Laura so gehandelt, und Sie können demzufolge mit Hilfe dieses Peyrotte, der wenigstens Ihrem Interesse treu ist, weitere Schritte unternehmen.«

»Du kannst ihn unter deine Bande aufnehmen, sobald Du willst. Er ist ein Mann, gegen welchen nicht das mindeste Bedenken vorliegt. Ich habe ihn blos zu sehen gebraucht, um ihn zu beurtheilen.«

»Aber Pelagie — warum hat diese freiwillig erklärt, sie kenne Frau von Saint-Phar nicht?«

»Da eben steckt der Knoten — ich werde aber Pelagie morgen allein sprechen und sie muß sich erklären. Schon zweimal habe ich unter weit schwierigeren Umständen ihren Willen gebeugt. Im Nothfall lassen wir den Chevalier von

Roswil interveniren. In dem Herzen eines Weibes gibt es stets eine offene Bresche, nämlich die, durch welche der Geliebte eingedrungen ist.«

Sechstes Capitel.

Der Wagen.

Nach einem Augenblick des Schweigens nahm der Würger wieder das Wort und sagte:

»Sie bemerkten so eben, daß Sie morgen Pelagie allein sprechen und ihren Willen eben so zu beugen wissen würden, wie Sie dies schon zweimal gethan. Aber sind Sie auch überzeugt, daß sie diese junge Dame wieder sehen werden? Was würden Sie thun, wenn sie plötzlich verschwände? — Der Chevalier von Roswil allerdings hat, wie ich gewiß weiß, Paris heute Morgen verlassen und von dieser Seite ist, wenigstens für den Augenblick, nichts zu fürchten. Pelagie hat aber noch andere Freunde. Ich hatte vergessen, Ihnen zu sagen, daß ich, als ich zu ihr kam, um sie abzuholen, den Maler Dalkens, einen Bekannten des Chevalier und des Vicomte von Bervilly, bei ihr antraf.«

»Nun was thut das uns?« fragte der Graf Cardiano-Cardiani.

»Erstens kann Pelagie dem Maler erzählen, was hier vorgegangen ist. Sie kann Ihren Namen nennen und von ihren Vorurtheilen gegen Sie sprechen, denn deren muß sie

haben, um so zu handeln, wie sie gethan. Der Maler, der ohne Zweifel die Heiratsprojecte des Vicomte von Bervilly mit Ihrer Tochter kennt, wird nicht verfehlen, diesen von allen Umständen in Kenntniß zu setzen und Sie sind dann der Gefahr ausgesetzt, daß Ihr Schwiegersohn Ihnen Erklärungen abverlangt, die Sie höchst wahrscheinlich in Verlegenheit setzen würden.«

»Und dann?« fragte der Graf Cardiano-Cardiani, indem er mit sehr ruhiger Miene seinen Busenstreifen ordnete.

»Und dann? Nun dann kommt noch, wie ich Ihnen schon vorhin andeutete, das Capitel von der Flucht; Pelagie hat jedenfalls eine Schlinge gewittert, dies steht außer Zweifel, denn es ist dies die einzige Art und Weise, auf welche man sich ihr Benehmen erklären kann. Schon jetzt hat sie vielleicht ihre Wohnung in der Rue des Minimes verlassen und wenn Sie morgen hinkommen, so werden Sie hören, daß sie verschwunden ist.«

»Ist das nun Alles?«

»Nun, sind dies nicht genug Ursachen zu Befürchtungen?«

»Pelagie wird von all' diesem nichts thun.«

»Und warum denn nicht?«

»Sie wird dem Maler Dalkens nichts sagen.«

»Woher wissen Sie das?«

»Sie wird nicht die Flucht ergreifen.«

»Wer soll sie daran hindern?«

»Und morgen werde ich sie sehen, ich werde mich mit ihr unterhalten, so lange ich will und zu welcher Stunde es mir beliebt. Eben deshalb habe ich Dich rufen lassen, denn wir verplaudern hier höchst unnützerweise die Zeit, während

wir doch keinen Augenblick zu verlieren haben, um zu handeln. Höre daher aufmerksam an, was ich Dir sagen werde. Allerdings hatte ich die Entwickelung, welche dieses Wiedersehen zwischen Frau von Saint-Phar und ihrer ehemaligen Pflegetochter genommen, nicht erwartet, aber um für alle Eventualitäten hin gefaßt zu sein, hatte ich Befehle ertheilt, die in dem Augenblick, wo ich mit Dir spreche, ausgeführt werden. Ein Wagen erwartete Pelagie vor dem Gitterthore. Wenn ich sie beim Fortgehen selbst bis an den Wagen begleitete, sollte man sie nach der Rue des Minimes zurückfahren; wäre sie dagegen von einem Diener begleitet, so sollte man sie an einen sichern Ort bringen.«

»Und Sie haben sie nicht begleitet.«

»Woraus hervorgeht, daß sie sich in diesem Augenblick in unserer Gewalt befindet.«

»Bravo!« rief Filoche. »Daran erkenne ich Sie. Und diese heroischen Mittel sind mir lieber als jene kleinen Rosenwassermixturen. Und wo hat man sie hingebracht?«

»Nach dem großen Magazin,« sagte der Graf Cardiano-Cardiani, indem er sich Filoche näherte und die Stimme senkte, als ob er fürchtete, von Jemand gehört zu werden. »Du wirst Dich selbst dahin begeben und wiederkommen, um mir zu sagen, wie die Sache abgelaufen ist und ob Pelagie schon ihren Entschluß gefaßt hat.«

Das was, nachdem Pelagie das Gitterthor des Schlosses durchschritten, sich ereignet hatte, war Folgendes:

Vor dem Thore hielt ein großer Wagen. Pelagie bemerkte nicht, daß derselbe weder die Form noch die Farbe dessen hatte, in welchem Filoche sie hergeführt.

Der Diener öffnete, den Hut in der Hand, den Wagenschlag, schlug den Tritt herunter und trat ehrerbietig auf die Seite, um Pelagie einsteigen zu lassen.

Kaum aber hatte diese auf den weichen Polstern Platz genommen, so sprang er ebenfalls rasch in den Wagen, schlug die Thür zu und zog rechts und links die Fenster in die Höhe, welche aus breiten Rahmen mit einer einzigen kleinen Oeffnung bestanden, durch welche ein doppelter Lichtstrahl hereinfiel.

In demselben Augenblicke setzte der Wagen sich in Bewegung und ward von den beiden Pferden rasch fortgezogen.

»Was macht Ihr! Was soll das heißen!« rief Pelagie.

»Madame,« antwortete ihr mit großer Ruhe der Diener, der auf dem Rücksitze Platz genommen, »stoßen Sie nicht den leisesten Schrei aus; rufen Sie Niemanden zu Hilfe; verhalten Sie sich ganz ruhig, oder ich werde mich gezwungen sehen, gewaltsame Mittel gegen Sie in Anwendung zu bringen.«

Gleichzeitig zog er aus den weiten Taschen der Livrée mehrere Gegenstände, welche Pelagie, trotz des Halbdunkels, das in dem Wagen herrschte, sofort erkannte.

Sie sah eine Art Binde, welche im Nothfalle auch als Knebel dienen konnte, einen Knäuel, feine Schnüre und einen Dolch.

Pelagie besaß Muth und Entschlossenheit. Der Anblick des großen starken Mannes und der unheimlichen Gegenstände, die er vor ihren Augen ausbreitete, schüchterte

sie nicht ein. Sie warf sich auf eine der Wagenthüren, pochte mit ihrer zarten Faust aus Leibeskräften an das Fenster und rief zugleich mit laut gellender Stimme um Hilfe.

Dennoch that sie dies nicht aus bloßem Schrecken und Verzweiflung, sondern mit Vorbedacht und während sie zugleich recht wohl einsah, welcher Gefahr sie sich aussetzte, wenn sie sich mit dem mit ihrer Entführung beauftragten Diener in einen Kampf einließ, denn daß es sich um eine Entführung und ohne Zweifel Gefangenhaltung handelte, davon war sie sofort überzeugt.

Der Rahmen oder Schuber gab einen trockenen metallenen Ton von sich und bog sich nicht. Er war von dickem Eisenblech.

»Sie thun sehr unrecht daran, Madame, daß Sie meinem Rathe nicht folgen,« sagte Pelagie's Begleiter. »Alles, was Sie thun könnten, alle Ihre Versuche würden vergeblich sein. Dieser Wagen ist, wie Sie sehen, fest wie eine Citadelle. Er ist ein förmlich fahrbares Gefängniß und ich könnte Ihnen erlauben, Ihren Zorn an diesen Wänden auszutoben, ohne zu fürchten, daß Sie dieselben zertrümmern.«

Pelagie sank auf ihren Sitz zurück und hörte mit Bestürzung die keineswegs beruhigenden Erklärungen ihres Entführers.

Dieser fuhr mit derselben gleichgiltigen Ruhe fort:

»Was Ihr Geschrei betrifft, so kann dieses von Niemanden gehört werden, und um Ihnen eine unnütze Mühe zu ersparen, will ich Ihnen den Beweis davon geben.«

Mit diesen Worten faßte er Pelagie, die sich vergebens sträubte, um den Leib, drückte mit der andern Hand auf eine Feder und der Rahmen des Fensters öffnete sich.

Pelagie sah eine weite, kahle, öde, graue Ebene. Es begann schon dunkel zu werden und der Wagen rollte polternd und stoßend auf der schlecht unterhaltenen Straße dahin, welche durch diese steinige, unfruchtbare Ebene führte. Sie glaubte jenen unfruchtbaren Theil der Umgegend von Paris zu erkennen, welchen man die »Sandebene« nannte.

Das Fenster ward sofort wieder emporgezogen. Ein kurzes Schnappen verrieth, daß es wieder durch eine Feder festgehalten ward, und der Diener sagte immer noch mit Ruhe und die ehrerbietigsten Ausdrücke wählend:

»Glauben Sie mir daher, Madame, das Klügste, was Sie thun können ist, sich ruhig zu verhalten und sich keine Gewaltthätigkeit zu gestatten. Man wird Ihnen nichts zu leide thun und obschon es mir verboten ist, Ihnen die Beweggründe dieser — Entführung zu verrathen, so versichere ich Ihnen doch auf meine eigene Gefahr hin, daß man diese allerdings ein wenig gewaltsame Maßregel in Ihrem eigenen Interesse und aus Rücksicht für Sie getroffen hat.«

»Ihr sprecht von meinem Interesse, von der Rücksicht, die man gegen mich nimmt,« antwortete Pelagie, deren Stimme ihre nervöse Aufregung verrieth, »aber dies ist Alles weiter nichts als schändlicher Hohn. Der Graf Cardiano-Cardiani hat Euch diese freche That befohlen.«

»Ich habe Niemanden genannt, Madame.«

»Der Graf Cardiano-Cardiani,« fuhr Pelagie fort, »scheint eine unheimlichere Entwicklung vorausgesehen zu

haben, als welche Ihr von meiner Fügsamkeit erwartet. Die Gegenstände, welche Ihr mir zeigt, diese Binde, diese Stricke, dieser Dolch sind ohne Zweifel nicht bloße Schreckmittel.«

Der Diener gab keine Antwort.

Plötzlich und mit blitzschneller Bewegung bemächtigte Pelagie sich des Dolches, der auf dem Sitze liegen geblieben war, und rief:

»Jetzt fürchte ich Euch nicht mehr. Bei der ersten Bewegung, die Ihr macht, stoße ich Euch diese Klinge in die Brust. Ha, Ihr glaubtet mit einer feigen, kleinmüthigen Seele zu thun zu haben. Sofort gebt dem Kutscher Befehl, Halt zu machen, oder Ihr seid ein Kind des Todes!«

Pelagie war erhaben, indem sie so sprach. Ihre Augen funkelten von einem eigenthümlichen Glanz, ihre Lippen und Nüstern zitterten, die Röthe ihrer Wangen war verschwunden, um einer Blässe Raum zu geben, die bei ihr nicht die Wirkung der Furcht, sondern vielmehr der Entrüstung und des Zornes war. Ihre Abstammung offenbarte sich in diesem kritischen Augenblick.

»Nimmt es denn gar kein Ende?« sagte der Diener, dessen Stimme und Züge plötzlich einen niedrigen und boshaften Ausdruck annahmen, der ganz verschieden war von dem, welchen sie bis jetzt gehabt.

Und seine rechte Hand, welche er einen Augenblick lang unter seinen Kleidern verborgen, erschien plötzlich mit einem langen Pistol bewaffnet, dessen Mündung fast Pelagie's Gesicht streifte.

»Jetzt,« rief er, »bin ich an der Reihe, und sage Ihnen:

Wenn Sie nur zucken, wenn Sie ein einziges Wort sprechen, so vernichte ich Sie wie eine Fliege!«

Der Wagen rollte ungefähr eine halbe Stunde lang. Es war vollständig Nacht geworden und tiefes Dunkel herrschte im Innern des Wagens. Pelagie hatte sich auf ihrem Sitze zusammengeduckt und, wie man sich leicht denken kann, jedem Gedanken an Widerstand entsagt, während sie die Entwickelung dieses Abenteuers mit fieberhafter Ungeduld erwartete.

Sie suchte die Projecte des Grafen Cardiano-Cardiani zu durchschauen und verlor sich in die widersprechendsten Muthmaßungen.

»Es ist augenscheinlich,« dachte sie, »daß dieser Mann ein mächtiges Interesse daran hat, mich als die Tochter des Grafen und der Gräfin von Givré anerkannt zu sehen. Er erwartete einen großen Effect von dem unerwarteten Erscheinen der Frau von Saint-Phar, jener nichtswürdigen Laura, welche, wie er gesagt, meine Mutter um's Leben gebracht hat. Ohne jene geheimnißvolle Stimme, welche mir die Antwort auf den Lippen zurückhielt, hätte ich dieses Weib Lügen gestraft und sie vielleicht gezwungen, mir meinen Namen wiederzugeben. — Aber wer ist jener seltsame, unbekannte Rathgeber, der, ohne sich zu zeigen, mit einigen Worten, fast wider meinen Willen, einen solchen Einfluß auf mich ausgeübt hat? Der Graf Cardiano-Cardiani war ohne Zweifel auf alle Eventualitäten der Situation vorbereitet. Er hatte die Weigerung der Saint-Phar ebenso wie die meinige vorausgesehen. Wie seltsam auch eine solche Voraussetzung sein möge, so muß man dieselbe doch gelten lassen, denn wie sollte man sonst diese Entführung, das

Bereithalten dieses Wagens erklären? — Aber was will er jetzt von mir? Mich bewegen zu widerrufen, was ich gesagt habe? Dann hatte er nicht nöthig, zu solcher Gewaltthätigkeit seine Zuflucht zu nehmen.«

Plötzlich jedoch ward sie von einem andern Gedanken durchzuckt, bei welchem ein tödtlicher Schauer ihre Adern durchrieselte.

Wußte sie wohl genau, von welcher Art das Interesse war, welches der Graf Cardiano-Cardiani an ihr nahm?

Meister Martin war der Agent dieses Mannes und Meister Martin hatte sich ihr in der Angelegenheit mit Herrn Desescameaux von einer ziemlich verdächtigen Seite gezeigt.

Er war es, der den schönen Traum ihrer Liebe mit dem Chevalier von Roswil zerstört, der sie gezwungen, eine schimpfliche Rolle in der Komödie zu spielen, in Folge deren der von einer plötzlichen Leidenschaft für die angebliche Frau von Lincy ergriffene alte Procurator die habgierige Haushälterin fortgeschickt hatte, welche zum Nachtheil seines Neffen und seiner Nichte ihn zu beerben wünschte.

Dieses Erbes sollte Pelagie, wie sie wohl begriffen, sich zum Besten des Meister Martin oder seiner Auftraggeber bemächtigen. Plötzlich war dieser räthelhafte Mann wieder zu ihr gekommen, um ihr das Geheimniß ihrer Geburt zu enthüllen, und hatte, indem er die Redlichkeit seiner Absichten betheuerte, zum ersten Male von dem Grafen Cardiano-Cardiani gesprochen.

Die Schnelligkeit, womit diese letzeren Ereignisse stattgefunden, hatte ihr nicht wohl Zeit zum Nachdenken ge-

lassen. In dem gegenwärtigen Augenblick aber und nach der eben erfahrenen Erschütterung schien sie in dieser dunklen Angelegenheit endlich klar zu sehen.

Der Herr und der Diener, der Graf und Meister Martin waren der Eine nicht besser als der Andere.

Beide hatten sich verabredet, um sie ins Unglück zu stürzen, und weit entfernt, ihr ihren Namen und Rang zurückgeben zu wollen, wenn sie wirklich diese Diana und das Opfer einer grausamen Rache war, wollte man sie vielmehr höchst wahrscheinlich verschwinden lassen, um auch die letzten Spuren des in dem Pavillon des Sackgäßchens des Vignes begangenen Verbrechens auf immer zu vernichten, zu welchem Zwecke man zunächst damit begonnen, ihren Augen das Trugbild einer unverhofften Wiedereinsetzung in die ihr gebührende Stellung vorzugaukeln.

Sobald Pelagie einmal diese Gedankenreihe zu verfolgen angefangen, wußte sie nicht mehr, wo sie Halt machen sollte, und so gelangte sie endlich zu der Vermuthung, daß Meister Martin und der Graf Cardiano-Cardiani ehemalige Mitschuldige jener räthselhaften Personen seien, von deren Verbrechen sie durch Jacques Herbin's Manuscript Kenntniß erhalten.

Nun ward ihr der Rath erklärlich, den ihr im entscheidenden Augenblicke jener unbekannte Freund gegeben, dessen Stimme sich hinter den Vorhängen des Salons hatte vernehmen lassen.

Dieser Freund hatte sie retten und ein neues Verbrechen verhindern wollen, weil er ohne Zweifel gewußt, daß das Geständniß ihrer Identität das Signal zu ihrem Tode sein würde.

Endlich machte der Wagen Halt.

»Wir sind zur Stelle,« sagte Pelagie's Begleiter. »Jetzt, wo Sie sich von der Nutzlosigkeit jedes Widerstandes überzeugt zu haben scheinen, werden Sie mir erlauben, die letzten der mir ertheilten Befehle zu vollziehen.«

Mit diesen Worten ergriff er die Binde, legte sie um Pelagie's Augen und band sie ihr am Hinterkopfe scharf zusammen.

Dann hörte sie den Wagenschlag sich öffnen, eine Hand ergriff die ihrige und eine Frauenstimme forderte sie auf auszusteigen.

Pelagie folgte ihrer Führerin, ohne ein Wort zu sagen. Sie hörte den Sand unter ihren Füßen knirschen, dann ließ man sie einige Stufen und eine, wie ihr schien, mit einem Teppich bedeckte Treppe ersteigen.

Endlich sagte dieselbe Stimme, welche sie aufgefordert hatte, aus dem Wagen zu steigen, in sehr sanftem Tone:

»Nun können Sie Ihre Binde abnehmen, Madame.«

Pelagie befand sich in einem ziemlich umfangreichen Zimmer, welches mit Eleganz meublirt und durch brennende Kerzen erleuchtet war.

Vor sich sah sie eine Dame, die ungefähr fünfzig Jahre alt zu sein schien, sehr gewählt und geschmackvoll gekleidet war, und deren Gesicht Offenheit und Herzensgüte athmete.

Geblendet durch diese Erscheinung konnte Pelagie, die sich auf ein ganz anderes Abenteuer, auf den Anblick eines unheimlichen Gefängnisses und einer widerwärtigen Kerkermeisterin gefaßt gemacht hatte, einen Ruf der Ueberraschung nicht unterdrücken, dessen Ausdruck von der unbekannten Dame unrichtig gedeutet ward.

»Beruhigen Sie sich, Mademoiselle,« sagte sie; »hier haben Sie nichts zu fürchten. Sie sind bei Freunden.«

»Bei Freunden!« rief Pelagie, deren Erinnerung ihr sofort die furchterregenden Gebilde zeigte, welche ihr in dem Wagen erschienen waren. »Bei Freunden, sagen Sie? Der Graf Cardiano-Cardiani und Meister Martin sind Freunde von Ihnen? Wozu dann aber diese Gewaltthätigkeit, deren Gegenstand ich gewesen bin? Wozu diese Entführung, dieses Geheimniß?«

»Mein Kind,« entgegnete die Unbekannte, »ich kann Ihnen nichts sagen, ich kann Ihnen keinerlei Aufschluß geben. Diese Aufgabe wird Jemand Anderer übernehmen. Aber sehen Sie mir in's Gesicht. Sehe ich wohl aus wie eine Person, die Sie betrügen möchte.«

»O nein, Madame. Eine innere Stimme sagt mir, daß Sie die Redlichkeit und Herzensgüte selbst sind.«

»Nun, dann haben Sie Vertrauen zu mir, und folgen Sie meinem Rathe. Dieses Zimmer ist das Ihrige. Eine Zofe wird sich zu Ihrer Verfügung stellen. Sie sind hier zu Hause. Ruhen Sie aus von den peinlichen Gemüthsbewegungen, welche Sie erfahren haben. Morgen werden Sie vollständige Aufklärung erhalten. Ich schwöre Ihnen, daß Sie hier bei Personen sind, die Ihnen die ganze Achtung und Sympathie beweisen werden, welche der unglücklichen Diana von Givré gebührt.«

»Diana von Givré!« rief Pelagie. »Sie wissen also?«

Während aber die bejahrte Dame jene letzten Worte sprach, entfernte sie sich und bedeutete Pelagie durch einen Wink, ihr zu folgen.

Einige Augenblick später trat, wie ihr angekündigt worden, eine Zofe ein, um sich ihr zur Verfügung zu stellen, und Pelagie warf sich erschöpft und von den widerstreitendsten Gefühlen und Gedanken bewegt auf ein Ruhebett, wo die Ermüdung, die Schlaflosigkeit und das Arbeiten ihres Hirns sie endlich überwand.

Der Graf Cardiano-Cardiani erwartete an diesem Abend mit Ungeduld die Rückkehr Filoche's, den er nach dem, wie er es nannte, »großen Magazin« geschickt, und der ihm nun berichten sollte, wie Pelagie's Entführung abgelaufen sei.

Das große Magazin war ein alleinstehendes Haus, welches der Graf am Ufer der Marne an einer abgelegenen Stelle, nicht weit von dem Dorfe Créteil gekauft und wo er, seitdem die Bande der Würger die unterirdischen Gewölbe in der Rue de la Calandre hatte verlassen müssen, alle seine Schätze verwahrt hielt.

Mitternacht war vorbei, als Filoche endlich mit verstörter Miene erschien.

»Nun,« rief ihm der Graf entgegen, »was bringst Du für Nachricht? Was bedeutet diese gespenstische Miene?«

»Weiter nichts, als daß Sie verrathen sind — oder daß der Teufel sich eingemischt hat!«

»Verrathen! Durch wen! Was faselst Du da?«

»Pelagie, der Wagen, Ihr treuloser Diener — nichts ist dort angekommen.«

»Bist Du von Sinnen? — Erkläre Dich deutlicher!«

Filoche erzählte nun, daß er bei seiner Ankunft in dem Hause zu Créteil dort nur den Castellan gefunden, der kein

Anderer war als Lambert, der ehemalige Geliebte Laura's, und daß um eilf Uhr Abends, in dem Augenblick, wo er sich endlich entschlossen, so schnell als möglich nach Passy zurückzukehren, noch Niemand zum Vorschein gekommen war.

Siebentes Capitel.

Das Gefängniß des großen Chatelet.

Louis Vernot war nach seiner Verhaftung vorläufig nach der Conciergerie gebracht worden, schon am andern Tage aber ward er nach dem großen Chatelet transportirt, um hier einem ersten Verhör unterworfen zu werden, worauf ihm definitiv das Gefängniß dieses alten Schlosses zum Aufenthalt angewiesen ward. Das Chatelet war der gesetzliche Gerichtshof der Stadt Paris mit Zubehör. Das Recht ward hier im Namen des Präsidenten dieser Behörde geübt. Alle Urtheilssprüche und Erlässe wurden in seinem Namen ausgefertigt. Er repräsentirte den König, und seine Garde bestand aus zwölf Huissiers oder Amtsdienern.

Unter seinen Befehlen standen drei sogenannte Lieutenants — erstens der Civillieutenant, zweitens der Polizeilieutenant und drittens der Criminallieutenant.

Außerdem gehörten zu dem großen Chatelet zwei Vicelieutenants, sechsundfünfzig Räthe, drei Kronadvocaten, acht Substituten, ein Oberprotocollant, drei Auditore, achtundvierzig Commissäre, hundertunddreizehn Notare, zwei-

hundert und fünfunddreißig Procuratoren, hundert und zwanzig Taxatoren, dreihundert und achtzig berittene und zweihundert und vierzig gewöhnliche Amtsdiener.

Dies war noch im Jahre 1788 das Personal der Gerichtsbehörde der Stadt Paris.

Dieser furchtbare Apparat, welcher die moralische Existenz des großen Chatelet, dessen architectonische Erscheinung wir später unseren Lesern vorführen werden, ausmachte, hatte jährlich einmal eine Art öffentliche Musterung, die in früherer Zeit allemal am Fastnachtsdinstage, seit dem Jahre 1558 aber am Montag nach Trinitatis abgehalten ward.

Die Gefängnisse des Chatelet waren seit dem fünfzehnten Jahrhundert ein Gegenstand der Furcht und des Grauens. Ungesund, schlecht gebaut, beleidigten sie das Auge und den Geruchsinn. Wenige Monate einfacher Haft in den besten dieser Zellen waren eine weit härtere Qual als die strengsten Strafen, die unser heutiges Gefängnißwesen kennt.

Man unterschied fünfzehn bestimmte Abtheilungen.

In den zehn ersten, die weniger schrecklich waren als die fünf anderen, bezahlten die Gefangenen jede Nacht vier Deniers oder Heller für ein Bett und zwei Deniers für den Platz. In den fünf anderen war die Taxe ein Denier die Nacht, und der Chronist, dessen Aufzeichnungen wir diese Angaben entlehnen, bemerkt hiebei vielleicht mit gutem Grunde, daß auch dies noch zu theuer war.

In einen Kerker der letzteren Gattung wurden die Gefangenen durch eine in der Decke des Gewölbes angebrachte Oeffnung mittelst eines Seiles hinabgelassen.

Ein anderer Kerker hatte die Form eines umgekehrten Kegels und die Gefangenen standen hier mit den Füßen fortwährend im Wasser. In diesen letztern Kerkern starben die Gefangenen gewöhnlich nach einer Haft von höchstens vierzehn Tagen.

Schon lange hatte sich die Stimme der beleidigten Humanität gegen eine solche Barbarei erhoben, bis endlich in Gemäßheit einer königlichen Verordnung vom 23. August 1780 die unterirdischen Kerker außer Gebrauch gesetzt wurden.

Louis Vernot befand sich dennoch nicht viel wohler, als in einem solchen, obschon er in eine der Zellen gebracht worden, die sich unter dem Dache der schwarzen massiven Thürme befanden, aus welchen das große Chatelet bestand.

Diese Zelle war sechs Fuß breit und acht Fuß lang. Das Tageslicht fiel durch ein hohes, schmales Fenster herein, welches mit Eisenstäben und einem jener Drahtgitter versehen war, welche man in der Gefängnißsprache »Spinnweben« nennt. Eine auswendig angebrachte Art hölzerner Schirm entzog dem Gefangenen den Anblick des Himmels.

Mit Glas war übrigens diese Oeffnung nicht versehen, so daß das Licht nur kärglich, dagegen im Herbste die Feuchtigkeit und im Winter die Kälte ungehindert eindrangen.

Ein schmutziges Gurtbett, eine Bank, ein Eimer, ein irdener Krug mit faulem stinkigem Wasser und ein an der Mauer als Tisch angebrachtes Bret — dies war das ganze Mobiliar.

Der Mitschuld an der Ermordung seines Cassierers und

des daraufgefolgten Raubes angeklagt, hatte Louis Vernot geglaubt, daß er, sobald er einem Verhörrichter vorgeführt würde, nur einige Worte zu sagen und einige Erklärungen zu geben brauche, um sich zu rechtfertigen. Es schien ihm, als müsse die Unschuld einen ganz besondern Ton und Ausdruck haben, in welcher sich ein Mann, welcher gewohnt sei, Verbrecher zu sehen und zu befragen, niemals täuschen könne.

Unglücklicherweise aber ist dem nicht allemal so und man kann sogar sagen, daß ein Unschuldiger in den ersten Augenblicken der Gefahr ausgesetzt ist, sich durch seine Haltung weit mehr zu compromittiren als ein Schuldiger, sei es nun, daß er, durch das Unglück niedergeschmettert, den Anklagen, deren Gegenstand er ist, keine Vertheidigung entgegensetzt, sei es, daß er, aus seinem guten Gewissen ein energisches Gefühl der Entrüstung gegen seine Ankläger schöpfend, die unparteiische Justiz in der Person ihrer Repräsentanten zu seinen Ungunsten einnimmt.

Louis Vernot ward von einer tiefen Entmuthigung ergriffen, als er sich allein, verlassen von der ganzen Welt, getrennt von den Gegenständen seiner Neigung, hinter diesen dicken, feuchten Mauern sah.

Seit seiner Verhaftung hatte er nur gemeine, unedle Gesichter, die der Kerkermeister und untergeordneten Organe der Polizei, gesehen. Der letzte Beweis von Sympathie, den er erhalten, war jener durchbohrende Schmerzensschrei, den seine Schwester ausgestoßen, als die Soldaten ihn mit gebundenen Händen wie einen gemeinen Verbrecher aus dem Hotel fortschleppten.

»Ich bin unschuldig! bete für mich und wir werden

uns bald wiedersehen!« hatte er zu Marie gesagt, indem er ihr seine beiden, mit Ketten belasteten Hände entgegenstreckte.

Die Hoffnung auf Gott hielt ihn auch in der That in den ersten Augenblicken aufrecht; als aber die Tage langsam vergingen, ohne daß irgend eine Nachricht von außen ihm zukam, ohne daß er erfahren konnte, ob seine Schwester, ob Gerard einen Schritt zu seinen Gunsten versucht hätten, kam es ihm vor, als ob ein unermeßlicher Zeitraum, eine unübersteigliche Kluft ihn von der Gesellschaft trennten, zu welcher alle Rückkehr ihm verschlossen war. Er glaubte sich abgeschnitten von der Zahl der Lebenden und schon verurtheilt, in der engen Zelle des großen Chatelet einen langsamen Tod zu sterben.

Für den, welcher theure Wesen zurückläßt, die er nicht sieht, deren Stimme er nicht mehr hört, hat das Gefängniß etwas dem Tode Aehnliches. Der Tod aber ist doch wenigstens entweder das ewige Vergessen oder die Kenntnisse aller Dinge, während der Gefangene in seiner Zelle fühlt, daß die äußere Welt ohne ihn fortfährt, ihren Gang zu gehen, daß die Personen, die er liebt, mit dem Schicksal kämpfen und vielleicht leiden oder weinen.

Louis Vernot war in der strengsten Abgeschlossenheit geblieben, bis endlich einige Tage nach seiner Verhaftung der Kerkermeister ihm meldete, daß er in das Sprechzimmer geführt werden solle.

War es seine Schwester oder vielleicht Gerard, welche Erlaubniß erhalten hatten, ihn zu besuchen?

Sein Herz pochte gewaltig. Es war für ihn eine Art Auferstehung.

Der Schließer, den er fragte, gab keine Antwort.

Er ging die hundert und zehn Stufen der steilen Wendeltreppe hinab. Die Thür des Sprachzimmers drehte sich mit dem unheimlichen Knarren aller Gefängnißthüren in ihren Angeln.

Louis Vernot eilte auf das Gitter zu, welches das Sprachzimmer in zwei Hälften schied.

»Marie! Gerard!« wollte er rufen.

Hinter dem Gitter aber im Halbdunkel zeigte sich ein unbekanntes Gesicht von ernstem und zugleich sanftem Ausdruck.

Louis blieb betroffen stehen, dann wich er einige Schritte zurück.

»Es ist nicht Marie, es ist nicht Gerard,« murmelte er.

»Nein,« sagte der Unbekannte, den er jetzt zum ersten Male sah, »aber es ist ein Freund.«

»Und wer sind Sie, mein Herr?« fragte Louis Vernot. »Was wollen Sie von mir? kommen Sie im Namen meiner Schwester?«

»Ich bin der Doctor Savarus und ich komme im Namen Gottes, um Ihnen Hoffnung zu bringen.«

Bei dieser freundlichen Stimme, welche ihm Hoffnung in sein düsteres Gefängniß brachte, empfand Louis Vernot ungefähr dasselbe, was ein Bergmann fühlt, der, in Folge eines Erdsturzes verschüttet, und dessen Auge und Ohr in der Nacht und im Schweigen sich des Sehens und Hörens entwöhnt haben, plötzlich mitten unter eine bewegte, geräuschvolle Menge an's Licht, in's Leben zurückgeführt wird.

»Meine Unschuld ist also erwiesen?« rief der Gefan=

gene, »und Sie kommen, um mir anzukündigen, daß ich frei bin; Sie kommen, um mir die Pforten dieses Gefängnisses zu öffnen?«

Savarus lächelte wehmüthig.

Die Freude, welche das Gemüth in solchen Augenblicken empfindet, hat etwas Schmerzliches.

»Nein,« antwortete er, »ich komme nicht um Ihnen dies anzukündigen. Das Böse hat Flügel und das Gute hinkt. Das erstere braucht blos einen Augenblick, um sich auf den Menschen zu stürzen und ihn niederzuwerfen, das letztere dagegen bedarf Wochen, Monate, ja oft Jahre um die Wunde zu heilen, wenn dieselbe nicht vielleicht gar unheilbar ist.«

»Mein Gott!« rief Louis Vernot, »dann bin ich also von Himmel und Erde verlassen?«

Der Doctor betrachtete ihn einige Augenblicke mit sanftem Mitleid.

»So sind die Menschen!« sagte er. »In die Nacht der Verzweiflung versenkt, erflehen sie den schwächsten Lichtstrahl als ein hohes Gut. Der Lichtstrahl zeigt sich und nun verlangen sie den vollständigen Glanz der Sonne. Im Glück wie in der Freude hat das menschliche Wünschen keine Grenzen. Es ist ein stets bewegliches Ziel, welches, so wie man sich ihm zu nähern glaubt, sich immer weiter entfernt.«

Er betrachtete Nelly's Sohn noch einige Augenblicke, dann sagte er mit einer Stimme, deren sanfter Wohlklang tiefen Eindruck auf den Gefangenen machte:

»Warum lassen Sie sich auf diese Weise von dem Unglück so gänzlich zu Boden drücken? Es hat sich seit

kaum drei Tagen erst auf Sie herabgesenkt; ich dagegen leide schon seit achtzehn Jahren und dennoch hoffe ich immer noch —«

»Auf das Glück?« unterbrach ihn der Gefangene.

»Auf die Rache,« antwortete Savarus.

»Und an wem wollen Sie sich rächen?«

»An demselben, der Sie in den Abgrund gestürzt hat.«

»An dem Grafen Cardiano-Cardiani?«

»Sie haben ihn genannt.«

Louis Vernot, der sich auf eine Bank gesetzt, erhob sich und eilte auf das Gitter zu, welches ihn von dem Doctor Savarus trennte.

»Ha!« rief er, »also er ist es wirklich? Und Sie haben den Beweis davon — Sie bringen mir denselben, nicht wahr?«

»Den Beweis hab' ich, aber ich kann Ihnen denselben noch nicht liefern.«

»Sie müssen aber sprechen, Sie müssen das, was Sie wissen, vor dem Untersuchungsgerichte aussagen, und der Schließer, welcher mich begleitet, wird selbst dem Criminallieutenant die Worte berichten, welche Sie so eben gesprochen.«

Indem Louis Vernot diese Worte sprach, drehte er sich herum, wie um den Schließer, der ihn in das Sprachzimmer geführt, zum Zeugen anzurufen, aber er sah Niemanden. Sie waren allein, obschon die Hausordnung des großen Chatelet vorschrieb, daß kein Gefangener anders, als in Gegenwart eines Aufsehers Besuch empfangen dürfe.

Dieser Umstand befremdete ihn.

Der Doctor Savarus hatte seine Bewegung gesehen, und das Erstaunen des jungen Mannes entging ihm ebenfalls nicht.

»Sie suchen wohl Ihren Schließer?«

»Er ist nicht mehr da; wir sind allein.«

»Ich habe ihm befohlen, uns zu verlassen.«

»Sie haben dies befohlen, und er hat Ihnen gehorcht? Wer sind Sie denn, daß Sie hier Befehle ertheilen?«

Savarus gab auf diese Frage keine Antwort, sagte aber, um den Eindruck zu benutzen, welchen Louis Vernot's Gemüth zu erfahren schien:

»Wenn Sie sich nicht gänzlich auf mich verlassen, wenn Sie nicht, ohne die Beweggründe seines Handelns und die Mittel, die er anwenden zu müssen glaubt, erforschen zu wollen, einem Manne dienen, der Sie freiwillig aufsucht, den Sie nicht kennen und auf den Sie folglich nicht rechnen konnten, wenn Sie mir nicht versprechen, mir blindlings zu gehorchen —«

»Dann geben Sie mich auf, nicht wahr?«

»Nein, ich werde Sie nicht aufgeben, aber der Erfolg wird problematisch sein.«

»Ich stehe zu Ihrer Verfügung,« sagte Louis Vernot. »Sprechen Sie, und ich werde Ihnen gehorchen.«

Nun begann der Doctor Savarus ihm mitzutheilen, was nach seiner Verhaftung in dem Hotel der Rue Saint-Honoré vorgegangen war.

Er erzählte ihm die Verzweiflung, das lange Harren

und die Angst der beiden Mädchen, die Ankunft Gerard's, den Entschluß, welchen sie gefaßt, das Hotel zu verlassen und ihre Uebersiedlung in eine kleine möblirte Wohnung der Rue des Moineaux.

Dann befragte er Louis Vernot über die verschiedenen Umstände seines Verhältnisses zu dem Grafen Cardiano-Cardiani.

Louis Vernot erzählte ihm den Besuch, den Meister Martin ihm gemacht, den Rath, den dieser ihm gegeben, dem Grafen seine Aufwartung zu machen, den wohlwollenden Empfang, den er bei diesem erst in dem Hotel der Rue de l'Université und dann in dem Schlosse zu Passy gefunden, das glänzende Anerbieten, welches ihm der Graf gemacht, und die rasche Verwirklichung seiner Versprechungen.

Als er endlich auf die letzten Ereignisse, auf das geheimnißvolle Verbrechen kam, welches seine Verhaftung herbeigeführt, erwähnte er die unklaren Befürchtungen und Ahnungen, welche er am Abend vorher empfunden, den Besuch, den der Student Gerard ihm gemacht, seinen Wunsch, diesen Freund bei sich zu behalten, und den Vorschlag, den dieser ihm gemacht, die Bewachung der Casse für die Nacht dem Bullenbeißer des Patriarchenhofes anzuvertrauen.

Eben so erklärte er dem Doctor Savarus auch, daß er dem Beamten, der ihn verhört und dann seine Verhaftung angeordnet, von diesen letzten Umständen deshalb nichts gesagt, weil er gefürchtet seinen Freund unnöthiger Weise zu compromittiren.

»Sie wissen doch,« sagte hierauf Savarus, »daß man den Mord, der bei Ihnen begangen worden, mit dem in einem benachbarten Wirthshause erfolgten Auffinden der

Leiche eines Individuums in Verbindung bringt, von welchem man vermuthet, daß es jener Würgerbande angehört habe, deren vermeinten Anführer man vor einigen Wochen in der Rue de la Calandre beinahe festgenommen hätte?«

»Dieser Anführer war eben dieser Meister Martin, der mir die Adresse des Grafen gegeben.«

»Und daß man Sie beschuldigt, dieser verbrecherischen Bande angehört zu haben und selbst der Urheber oder Anstifter dieses doppelten Verbrechens zu sein? Einige verhängnißvolle, sonderbar zusammentreffende Umstände geben unglücklicherweise dieser Anklage so viel Wahrscheinliches, daß die Behörde wenigstens in den ersten Augenblicken dadurch getäuscht werden mußte.«

»Ich werde ihr aber den einzigen und wahren Schuldigen, den Urheber des höllischen Complottes bezeichnen, in welches ich verwickelt worden.«

»Nein, das werden Sie nicht thun.«

»Und warum nicht?«

»Erstens weil Sie mir versprochen haben, mir zu gehorchen, und zweitens weil Sie, wenn Sie sprechen, wenn Sie gegen diesen Mann auch nur ein einziges Wort sagen, für immer verloren sind. Er ist mächtig genug, um Sie selbst in diesem Kerker niederzuschmettern.«

»Aber was ist dies für eine furchtbare Macht?«

»Die, über welche das Haupt einer unheimlichen Genossenschaft verfügt.«

»Wie,« rief Vernot; »er wäre das Oberhaupt der Würger? Ha! wohl war dieser Verdacht bereits in mir erwacht.«

»Schweigen Sie — sprechen Sie nicht zum zweiten Male solche Worte, nicht einmal in der Einsamkeit Ihres Gefängnisses. Tragen Sie vielmehr Geduld und Ergebung zur Schau. Wenn man Sie verhören wird, so suchen Sie Ihre Unschuld darzuthun, aber ohne Jemanden anzuklagen. Ihr Prozeß kann erst in einigen Wochen beginnen und so lange Zeit brauche ich nicht, um Sie zu retten und — mich zu rächen. Sollte ich jedoch in dem Kampfe erliegen, so haben Sie hier eine letzte Waffe.«

Mit diesen Worten zog Savarus ein Packet versiegelter Papiere aus der Tasche.

»Diese Papiere vertraue ich Ihnen an. Erbrechen Sie das Siegel nicht, und lesen Sie dieselben nicht eher, als bis am Vorabend Ihres Gerichts, wenn Sie bis dahin meinen Tod erfahren, oder ich Ihnen keine Nachricht wieder von mir gegeben haben sollte.«

Der Gefangene streckte nun mechanisch die Hand aus, stieß aber an das Gitter, welches noch überdies mit einem Drahtgeflecht versehen war, durch welches die Papiere unmöglich gesteckt werden konnten.

Der Doctor entdeckte jedoch eine schmale Oeffnung zwischen dem Gitter und einer der Wände, in welche es eingelöthet war, und Vernot ergriff das versiegelte Packet.

»Vergessen Sie es nicht,« sagte Savarus, indem er sich entfernte. »Diese Papiere sollen Ihnen nur in einer verzweifelten Situation dienen. Dieselben werden für Sie der Strohhalm sein, an welchen man sich am Rande eines Abgrunds anklammert, die rettende Planke des Schiffbrüchigen, der Begnadigungsbrief des zum Tode Verurtheilten.«

Achtes Capitel.

Die Waise.

Savarus verfolgt seine Mission im Dunkeln.

Er allein weiß, woher er kommt und wohin er geht.

Wie alle geistesstarken Menschen geht er ohne andere Stütze als sein eigenes Genie, ohne anderen Rath, als welchen er sich selbst ertheilt.

Ebensowie die Vorsehung scheint er oft auf's Gerathewohl hin, ohne feststehende Absicht zu verfahren und heute zu zerstören, was er gestern aufgebaut, um morgen von Neuem zu beginnen.

Sein Werk wird nicht eher logisch und klar erscheinen, als bis an dem Tage, wo er ihm das Siegel seines letzten Willens aufdrückt. Seine Wege sind krumm und unerklärlich.

Seit dem Augenblick, wo wir ihn in dem Keller des Vauxhall sitzen und die Würger belauern sahen, hat er das Schicksal des Mannes, dessen Untergang er sich zur Aufgabe gestellt, oftmals in den Händen gehabt.

Warum hat er ihn in jenem unterirdischen Raum, wo er ihn neben Jules von Bervilly's vermeinter Leiche eingeschlafen fand, nicht mit seinem Dolche durchbohrt?

War es ihm nicht leichter, ihm das Eisen in die Brust zu stoßen, als ihm jene schriftliche Drohung zurückzulassen,

welche den Anführer der Würger bei seinem Erwachen in solchen Schrecken setzte?

Warum hat er, um Regina zu retten, ihr ihren Geliebten zurückgegeben, nachdem er ihr eine so grausame Prüfung bereitet, indem er ihr das tragische Abenteuer des Vicomte mittheilte?

War, wenn Regina aus Liebe zu dem Manne starb, den ihr Vater hatte ermorden lassen, dies nicht eine hinreichende Rache, wenn er sich an dem Grafen Cardiano-Cardiani rächen wollte?

Und warum zögert er jetzt, Louis Vernot dem Kerker zu entreißen, wenn er den Beweis liefen kann, daß Regina's Vater und Meister Martin nur eine und dieselbe Person sind, daß dieser Mann der Urheber aller jener Uebelthaten ist, welche die Hauptstadt in Furcht und Schrecken gesetzt haben?

Als der Doctor Savarus das große Chatelet verließ, lenkte er seine Schritte nach dem sogenannten lateinischen Viertel, ging die Rue Saint-Jacques hinauf, über den Platz Saint-Geneviève und bog in die Rue de la Vinelle Estrapade ein.

Hier wohnte, wie man sich erinnern wird, Gerard, der Sohn Peyrotte's.

Savarus traf den Studenten zu Hause.

Dieser erkannte ihn nicht sogleich.

»Ich bin es,« sagte der Doctor, »der Ihrem Vater den Vicomte Jules von Bervilly retten half. Haben Sie mich schon vergessen?«

»Ich Sie vergessen?« rief Gerard, »dann müßte ich auch meinen armen Freund vergessen haben.«

»Ich bin soeben bei ihm gewesen.«

»Sie haben Louis Vernot gesehen?«

»Ja, in seinem Gefängniß und ich habe ihm einige Worte des Trostes und der Hoffnung gebracht. — Aber was sagte denn Ihr Vater, als Sie ihm von dem Unbekannten erzählten, dem Sie mitten in der Nacht auf dem Windmühlenhügel begegnet waren?«

»Er sagte, ich sollte Vertrauen zu ihm haben.«

»Gut. — Ich komme jetzt, um dieses Vertrauen auf die Probe zu stellen. Sind Sie dazu bereit?«

»Sprechen Sie. Ich bin bereit Alles zu thun, was Sie mir sagen werden, wenn Sie mir versichern, daß es im Interesse Louis Vernot's geschieht.«

»Ohne mich zu fragen, ohne Erklärungen von mir zu verlangen?«

»Ohne Sie zu fragen.«

»Nun dann werden Sie sich nach der Rue des Minimes Nr. 13 begeben. Es ist in dem Marais, nicht weit von der Place Royale. Dort wohnte eine Frau von Lincy, welche seit gestern ihre Wohnung verlassen hat, wo sie nicht wieder erscheinen wird. In demselben Hause wohnt auch ein ehemaliger Procurator beim Parlament der Bretagne, Namens Desescameaux. Sie werden im Namen der Frau von Lincy zu ihm gehen und ihm sagen, daß Sie von dieser Dame beauftragt seien, ihn über ihre Abwesenheit zu beruhigen.«

»Diese Dame ist wohl seine Verwandte?«

»Nein, sondern der alte Procurator wollte sie heiraten und das Aufgebot war schon erfolgt. Sie werden hin-

zufügen, daß gebieterische Beweggründe diese Dame genöthigt haben, Paris in aller Eile auf einige Tage zu verlassen — da es sich um eine Familie handelt, die sie wiedergefunden, um große Güter, die ihr zufallen, um eine Erbschaft, die sie im südlichen Frankreich zu erheben hat. Im Augenblick ihrer Abreise hat Frau von Lincy Sie beauftragt, zu ihm zu gehen.«

»Aber welche Beziehung hat dies Alles zu Louis Vernot?« fragte der Student.

»Haben Sie mir nicht versprochen, mich nicht zu fragen?« entgegnete der Doctor Savarus in väterlich vorwurfsvollem Tone. »Haben Sie Ihr Versprechen vergessen, oder bereuen Sie dasselbe?«

Gerard erröthete ein wenig.

»Fahren Sie fort,« sagte er. »Ich werde nicht wieder in diesen Fehler verfallen.«

»Der Portier jenes Hauses heißt Mouillebouche. Sie werden denselben ebenfalls sehen und ihn fragen, ob er den Chevalier von Roswil nicht hat wiederkommen sehen.«

»Den Chevalier von Roswil?« fragte Gerard. »Diesen kenne ich; er ist der Freund eines meiner ehemaligen Studiengenossen — des Malers Frederic Dalkens.«

»Nun gut. Wenn Sie den Chevalier von Roswil zufällig in der Rue des Minimes begegnen, so führen Sie ihn mir zu.«

»Hierher, in meine Wohnung?«

»Nein, nach der Place Royale Nr. 32, wo ich wohne. Fragen Sie dort nur nach dem Doctor Savarus. Auf alle Fälle werden Sie mich dort von dem Ergebniß Ihres Besuches bei Herrn Desescameaux in Kenntniß setzen.«

Der Student begab sich sofort nach der Rue des Minimes und entledigte sich seines Auftrages mit vieler Sorgfalt.

Der alte Procurator war untröstlich über die Abreise der schönen Frau von Lincy. Wohl zwanzigmal ließ er sich das Geschichtchen wiederholen, welches Gerard ihm auftischte und dessen Unwahrscheinlichkeit er nicht zu bemerken schien. Was den Chevalier betraf, so war dieser noch nicht wieder zum Vorschein gekommen, doch theilte der Portier dem Studenten mit, daß ein Freund des Chevalier, ein Maler, sich in diesem Augenblick im Zimmer der Frau von Lincy befände.

»Ich versicherte ihm,« setzte Mouillebouche hinzu, »daß diese Dame seit gestern abwesend sei, aber er glaubte mir nicht, sondern wollte sich mit eigenen Augen von dieser Thatsache überzeugen. Auch bin ich weit entfernt, ihm dies zu verdenken. Die Philosophie lehrt uns, daß das Zeugniß unserer Sinne das einzige ist, welches wir gelten lassen dürfen und daß Alles, was man nicht hört, nicht sieht, nicht fühlt, Alles, was man weder schmecken noch riechen kann, nicht existirt. Aus diesem Grunde, mein Herr, habe ich auch niemals weder an die Wunder noch an die Offenbarung geglaubt. Diese Dinge sind allerdings ganz gut für gewisse schwache Geister, die eines moralischen Zügels bedürfen, aufgeklärte Köpfe aber können sich damit nicht abspeisen lassen. In der unsterblichen Vorrede zu der Encyclopädie heißt es ausdrücklich —«

Hier hob Mouillebouche die Augen auf und bemerkte, daß er allein war. Er stellte demzufolge seine Beweisführung sofort ein, um die philosophische Munition, womit er

Krieg gegen die Vorurtheile seines Jahrhunderts führte, nicht unnützerweise zu verschießen.

Gerard befand sich nämlich schon in dem Zimmer der Frau von Lincy, wo er den Maler antraf, der eben im Begriff stand, sich von der Dienerin erzählen zu lassen, daß ihre Herrin seit dem gestrigen Tage nicht wieder nach Hause gekommen sei. Seinem Freunde wagte der Student natürlich nicht die Fabel aufzuheften, die er Herrn Desescameaux weißgemacht.

»Du interessirst Dich also für diese Dame?« fragte er, indem er Frederic Dalkens auf die Seite nahm.

»Ja wohl, sehr, aber erst gestern,« antwortete der Maler, »obschon ich sie schon seit langer Zeit kenne.«

»Du kennst Frau von Lincy seit langer Zeit?«

»Ja, unter dem Namen Pelagie.«

»Das ist eigenthümlich. Der Chevalier von Roswil kennt sie auch.«

»Ja, unter dem Namen Olympia.«

»Aber welcher von diesen drei Namen ist ihr eigentlicher?«

»Unter uns gesagt, ich glaube, sie heißt Olympia ebensowenig als Pelagie, und dieser Name einer Frau von Lincy, unter welchem sie seit etwa einem Monat hier wohnt, ist, was man in der Coulissensprache einen Kriegsnamen nennt. Es steckt darunter ein Geheimniß, welches ich gestern in Folge einer ganz unerwarteten Begegnung vielleicht auf dem Punkte stand aufzuklären, als plötzlich ein Mann von verdächtigem Aussehen und Benehmen fast mit Gewalt bei der sogenannten Frau von Lincy eindrang, unsere Conversation

unterbrach und sie in einem großen Wagen mit sich fortführte. »Kommen Sie morgen wieder!« sagte sie leise zu mir. Seitdem ist sie noch nicht wieder zum Vorschein gekommen.«

Der Student hörte seinen Freund aufmerksam an.

»Der Doctor Savarus,« dachte er, »forderte mich auf, ihm den Chevalier von Roswil zuzuführen, wenn ich diesen bei Frau von Lincy träfe. Hier ist aber Frederic Dalkens, der mir auch viel von dieser Dame zu wissen scheint. Vielleicht thue ich wohl daran, wenn ich ihn sofort zu dem Doctor führe.«

Die Schwierigkeit hierbei war nur die, den Doctor Savarus nicht zu compromittiren, im Fall dieser es nicht gerathen fände, sich mit dem Maler in eine Unterredung einzulassen.

Endlich glaubte Gerard jedoch ein Mittel zur Umgehung dieser Schwierigkeit gefunden zu haben.

»Frau von Lincy hat ohne Zweifel Paris verlassen,« sagte er zu dem Maler; »wenn Dir aber daran liegt, genaue Aufschlüsse über ihre Abwesenheit zu erhalten, so kann ich Dir diese vielleicht geben. Folge mir nach der Place Royale, wo Du mich erwarten wirst.«

Die beiden Freunde machten sich auf den Weg. Auf der Place Royale angelangt, ließ Gerard den Maler stehen und eilte nach dem Pavillon Nr 32. Der Doctor Savarus war eben nach Hause zurückgekehrt.

In kurzen Worten erzählte er ihm das Ergebniß seines Besuchs in der Rue des Minimes und daß er daselbst einen Freund getroffen, der ein guter Bekannter des Cheva-

lier von Roswil sei und Frau von Lincy schon seit langer Zeit zu kennen scheine.

»Es wäre vielleicht gut gewesen, wenn Sie ihn mit hierher gebracht hätten,« sagte der Doctor.

»Sie sollen ihn sogleich sehen,« antwortete der Student, indem er sofort die Treppe hinuntersprang, und sobald der seiner harrende Maler ihn sehen konnte, ihm winkte, in das Haus zu kommen.

Frederic Dalkens ward dem Doctor vorgestellt. Er war Gerard in der Hoffnung gefolgt, Nachrichten über Pelagie zu hören, ward aber statt dessen einem förmlichen Verhöre unterworfen, und erzählte Alles, was er wußte, nicht über diese junge Dame, sondern über Frau von Saint-Phar.

Alles dies geschah ganz natürlich und in unmerklichen Abstufungen, ohne daß er es selbst merkte.

Erst als er wieder fortging, sah er ein, daß er einen falschen Weg eingeschlagen, denn Savarus hatte ihm kein Wort gesagt, was ihn der Geliebten des Chevalier von Roswil auf die Spur hätte bringen können.

Der Leser erinnert sich, daß in dem Augenblicke, wo der Maler Pelagien erzählen wollte, Laura sei nicht das unschuldige Opfer des Grafen von Givré gewesen, Filoche eingetreten war und ihre Conversation abgeschnitten hatte.

Dies erzählte Frederic Dalkens auch dem Doctor, der alle diese Einzelheiten aufmerksam anhörte und sammelte.

»Ehe ich Ihnen das Liebesverhältniß Laura's zu dem Grafen von Givré erzähle,« sagte er zu Savarus, eben so, wie er am gestrigen Tage zu Palagie gesagt hatte, »müssen

Sie erst die Familie kennen, in welcher sie erzogen worden war.«

»Warum sagen Sie nicht ihre Familie?«

»Weil Laura nicht die Tochter des Lyoner Fabrikanten war, mit welchem der Graf von Givré Geschäfte zu ordnen hatte, sondern eine Waise, die er bei sich aufgenommen und welche er mit seinen eigenen Kindern erziehen ließ. Diese Familie,« fuhr der Maler fort, »hatte nicht von jeher dem Fabrikantenstande angehört,« denn sie war von adeligem Ursprunge. Ihr Haupt war der jüngere Sohn eines Hauses in der Bretagne gewesen. Zur Zeit der Reformation hatte er die neuen religiösen Grundsätze angenommen und sein Vater, ein eifriger Katholik wie alle Bretagner, hatte ihn deshalb niemals wiedersehen gewollt.«

»Ah!« sagte Savarus, »diese Familie war von bretonischer Abkunft!«

»Ja, ihr Ahn hieß der Baron von Kerouet.«

»Die Familie existirt noch.«

»Ja, einer meiner Freunde, der Vicomte Jules von Bervilly, stammt mütterlicherseits auch aus derselben.«

»Das ist ein seltsames Zusammentreffen. Doch, fahren Sie fort.«

»Der junge Nachkomme der Kerouets heiratete die Tochter eines protestantischen Geistlichen, der in den Cevennen, wohin sie sich zurückzogen, große Güter besaß. Nach dem Widerruf des Edictes von Nantes mußten die Kerouets sich nach Lyon flüchten. Sie vertauschten ihren väterlichen Namen gegen den ihrer Ahnherrin, und da sie durch die Confiscation ihr ganzes Besitzthum verloren hat-

ten, so suchten sie die Mittel zu ihrer ferneren Existenz in Gewerbthätigkeit. Binnen wenigen Jahren gehörte das Haus Dalkens und Comp. zu den ersten, welche die Seidenfabrication aufzuweisen hatte.«

»Dalkens — aber dies ist ja der Name, den Sie selbst tragen?«

»Weil ich dieser Familie ebenfalls angehöre. Mein Vater war der jüngere Bruder dessen, welcher die Frau, die ich später in Paris unter dem Namen Frau von Saint-Phar kennen lernte, jene Laura, deren Liebesintrigue mit dem Grafen von Givré in Lyon so viel Aufsehen erregte, bei sich aufgenommen und mit seinen Kindern erzogen hatte.«

»Und wer war diese Laura?«

»Das ist abermals eine ganze Geschichte, die mir von meinem Vater oft erzählt worden ist. Die Dalkens standen in Geschäftsbeziehungen zu reichen Grundstückbesitzern im südlichen Italien, welche ihnen den größten Theil der Seide lieferten, welche sie in ihren Fabriken verarbeiten ließen. Auf einer Reise, welche mein Onkel gegen das Jahr 1758 nach Neapel machte, um sich mit seinen Geschäftsfreunden über verschiedene, in ihren Rechnungen entstandene Differenzen zu verständigen, war er Zeuge eines tragischen Vorfalls, in Folge dessen er sich einer kleinen Waise annahm, die er mit nach Frankreich zurückbrachte. Er hatte nur Knaben und seine Gattin hatte sich schon längst eine Tochter gewünscht. »Hier,« sagte er zu ihr, »ist ein unschuldiges Geschöpf, welches der Himmel uns sendet. Die Vorsehung hat es mir anvertraut.«

»In Neapel, sagen Sie, hatte jener Vorfall sich er-

eignet — in Neapel, im Jahre 1758!« rief der Doctor Savarus, welcher seit einigen Augenblicken die Beute einer lebhaften Aufregung zu sein schien. »Wie hießen die Eltern des Kindes?«

»Diesen Namen habe ich vergessen,« antwortete der Maler.

Der Doctor schien freier aufzuathmen und forderte Frederic Dalkens auf, in seiner Erzählung weiter fortzufahren.

»Der Bruder meines Vaters kehrte eines Abends in einem schlechten Wagen aus der Umgegend von Neapel zurück, als auf dem Wege durch eine Gebirgsschlucht ein Rad brach und der Kutscher ihm erklärte, man könne nicht daran denken, die Stadt zu Fuße erreichen zu wollen. Eine Räuberbande machte damals die Umgegend von Neapel unsicher. Die Nacht brach ein und man hätte leicht den rechten Weg verfehlen können. Uebrigens war die Luft auch schwül, schwere Wolken wälzten sich von Osten heran — einer jener Gewitterstürme des Südens, welche alle Schluchten in reißende Ströme verwandeln.«

»Wir wollen lieber ein Obdach in der Nähe suchen,« sagte der Kutscher. »Nicht weit von hier steht ein Haus, in welchem man uns ganz gewiß Gastfreundschaft gewähren wird.«

»Sie spannten die Pferde ab, ließen den Wagen in der Schlucht liegen und lenkten ihre Schritte nach einem Tannenwäldchen, jenseits dessen sie in der That auf einer Art Terrasse am Abhange des Berges ein Haus gewahrten, dessen weiße Façade sich gegen den schwarzen Felsenhintergrund

abhob. Als sie näher kamen, glaubten sie lautes Geschrei zu hören. Lichter bewegten sich hinter den Fenstern des Hauses, und als sie, nachdem sie mit Mühe die dichten Reihen der Weinstöcke, welche ihnen im Wege standen, durchschritten, auf die Terrasse gelangten, öffnete sich plötzlich die Thür des Hauses und sie erblickten einen Mann, der mit entblößtem Kopfe und in Unordnung gerathenen Kleidern daraus hervorstürzte. In seinen Armen trug er einen Gegenstand, den sie nicht erkennen konnten. Dieser Mann kam ganz nahe an meinem Onkel und an seinem Kutscher vorübergeeilt.

»Jesus Maria!« rief der Kutscher beim Anblick des Fliehenden. »Das ist Gerold, der Anführer der Banditen.«

Seit einigen Augenblicken war der Doctor Savarus entsetzlich bleich geworden. Seine sonst so ruhigen und reinen Züge hatten sich verzerrt und er machte die gewaltigsten Anstrengungen, um seine Gemüthsbewegung zu unterdrücken.

Plötzlich erhob er sich und rief den Maler unterbrechend:

»Gerold! Gerold! Ja, es war Gerold und ich will Ihnen sagen, was die beiden Wanderer in dem alleinstehenden Hause fanden, als sie beim Schein der Blitze in dasselbe eindrangen, denn es war mittlerweile ein furchtbares Gewitter losgebrochen, welches seine Schrecknisse zu den Verbrechen dieser verhängnißvollen Nacht gesellte.«

Frederic Dalkens und der Student verstummten betroffen vor diesem unerwarteten Ausruf, in welchen Schmerz und Gewissensbisse sich zu mischen schienen.

Der Doctor Savarus schien das Erstaunen der beiden

jungen Männer nicht zu bemerken, sondern hob mit gebrochener Stimme wieder an:

»Als Dalkens und sein Kutscher in das alleinstehende Haus eindrangen, gewahrten sie bei dem Scheine der Flammen, die sich zu entwickeln begannen — denn der Räuber hatte, ehe er entfloh, das Haus in Brand gesteckt, um die Spuren seines Verbrechens zu vernichten — zwei in ihrem Blute schwimmende Leichen, die eines Mannes und die einer Frau. Ihre Kleidung war die der wohlhabenden Landleute in der Umgegend von Neapel. Um den Hals der Frau war eine scharfzugezogene dünne Schnur geschlungen und in der Brust des Mannes zeigte sich eine tiefe, von einem Dolch oder Degenstich herrührende Wunde, aus welcher noch langsam schwarzes Blut quoll.«

»Ganz recht,« sagte der Maler, »so erzählte mein Onkel dieses tragische Ereigniß.«

Der Doctor Savarus fuhr fort:

»Von Entsetzen ergriffen, wollten die Beiden, nachdem sie sich überzeugt, daß die beiden Schlachtopfer kein Lebenszeichen mehr von sich gaben, sich zurückziehen, als sie ein lautes, klägliches Geschrei aus dem obern Stockwerk vernahmen. Ohne Zweifel befand sich ein lebendes Wesen in irgend einer Räumlichkeit dieses Hauses eingeschlossen, welches die Feuersbrunst zu verzehren drohte. Trotz der Gefahr des Unternehmens zögerte Dalkens, von Mitleid ergriffen, keinen Augenblick. Er stürzte durch die Flammen hindurch nach der Treppe, schlug eine Thür ein und entdeckte in einem Zimmer ein armes Kind, ein kleines Mädchen von drei oder vier Jahren, welches halbtodt vor Angst nach

seiner Mutter rief. Er faßte es in die Arme und erschien wieder mit seiner kostbaren Bürde vor den erstaunten Blicken des Kutschers.

»Signor,« sagte dieser letztere zu ihm, »es wird nicht gut für uns sein, wenn wir hier noch länger verweilen. Es ist hier ein doppeltes Verbrechen begangen worden. Der Mörder hat die Flucht ergriffen; Sie sind fremd, ich bin weiter nichts als ein armer Teufel, und wenn uns Jemand morgen früh in der Nähe dieses brennenden Hauses anträfe, so würde man nicht verfehlen, uns den Händen der Justiz zu überantworten. Das Erste wäre dann, daß man uns in's Gefängniß würfe.«

»Wir werden aber erklären, was geschehen ist, und Ihr werdet das Signalement des Mörders mittheilen, da Ihr ihn ja als den Anführer der Banditen erkannt habt, welche diese Gegend unsicher machen,« antwortete ihm Dalkens.

»Der Kutscher schüttelte den Kopf.

»Sie kennen nicht unsere mißtrauische, unwissende und faule Polizei. Sobald sie die Thäter ergriffen zu haben glaubt, wird sie keine anderen suchen, und das Beste, was uns begegnen kann, ist, fünf oder sechs Monate, ja vielleicht noch länger im Gefängniß sitzen zu müssen, bis ein Zufall die Wahrheit an den Tag bringt. Von zwei Gefahren muß man stets die kleinste wählen. Bemühen wir uns daher, Neapel vor Tagesanbruch zu erreichen, und sagen wir keinem Menschen etwas von dem, was wir gesehen haben.«

»Aber dieses Kind?« sagte Dalkens. »Doch was da!« setzte er gleich darauf hinzu, »es ist ein Mädchen von inte-

ressanten, ansprechenden Gesichtszügen. Uebermorgen gehe ich zu Schiff nach Frankreich, ich nehme sie mit und werde sie als mein eigenes Kind betrachten.«

»Der Kutscher hatte nichts hiergegen einzuwenden, obschon ihm der so plötzliche Entschluß des Fremden, wie er später sagte, sehr französisch vorkam.

»Nach einem mehrstündigen beschwerlichen Marsch in Regen und Sturm, über Felsen hinweg und auf abscheulichen, gefahrvollen Wegen kamen sie endlich wieder nach Neapel zurück. Hier trennte sich Dalkens von seinem Führer, dem er drei oder vier Ducaten schenkte und den nächstfolgenden Tag schiffte er sich ohne Zweifel mit dem geretteten Kind ein, denn man hörte nie wieder davon sprechen.«

»Aber,« sagte der Maler, »wie sind denn diese Umstände bekannt geworden?«

»Durch den Kutscher, dessen zerbrochener Wagen nicht weit von der Stelle gefunden ward, wo das Verbrechen begangen worden. Er ward festgenommen, erzählte Alles, was geschehen war und blieb, wie er vorausgesagt, richtig sechs Monate im Gefängniß.«

»Und kennen Sie den wirklichen Namen des durch meinen Onkel geretteten Kindes?« fragte Frederic Dalkens.

Savarus schwieg einige Augenblicke, dann hob er zögernd wieder an:

»Ich habe Ihnen schon gesagt, es waren ehrliche Landleute, deren Wohnung von den Banditen geplündert worden. Der Name würde dem, was Sie wissen, nichts hinzufügen und übrigens habe ich denselben auch vergessen. Jetzt,« setzte der Doctor hinzu, »sind Sie an der Reihe, mir zu sagen, was dieses Kind in seiner Adoptivfamilie machte.«

Der Maler fuhr nun in seiner Erzählung weiter fort.

»Laura — diesen Namen hatte man ihr gegeben — ward erzogen, als ob sie wirklich ein Kind des Hauses wäre, und niemals in ihrer Gegenwart ein Wort gesprochen oder die geringste Anspielung gemacht, woraus sie die Wahrheit hätte muthmaßen können. Während ihrer ganzen Kindheit hatte sie nur gute Beispiele vor Augen und hörte nie ein Wort, welches schlimme Gedanken in ihr hätte erwecken können. Streng moralisch und fromm hatte dieses Haus, wie viele protestantische Familien, etwas Klosterähnliches. Frivole Worte oder Ideen und geräuschvolle Vergnügungen waren daraus verbannt und Alles, sogar die Zerstreuungen, die man sich gestattete, ward als eine Pflichterfüllung betrachtet.

»In dieser Umgebung wuchs Laura auf, aber ohne derselben nachzuahmen. Eine Liebe zum Wunderbaren, zum Unbekannten und Unvorhergesehenen bildete den Grundzug ihres Charakters. Sie war für die Aufregung, für das äußere Leben geboren und die Erziehung, welche sie erhielt, unterdrückte ihre Instinkte blos oder gab denselben eine falsche Richtung. Bei dem ersten Funken, womit sie in Berührung kamen, mußte eine Explosion erfolgen. Sie zählte kaum erst sechzehn Jahre, als der Graf von Givré nach Lyon kam, um geschäftliche Angelegenheiten mit meinem Onkel zu ordnen. Der Graf war seit einem Jahre mit der Tochter eines königlichen Kammerherrn, einem Fräulein von Villerier, vermält. Er war einer jener ausschweifenden, gewissenlosen Männer, welche der Befriedigung einer Laune Alles opfern und für welche die Ehre der Frauen ein eitles Wort ist.

Er errieth die Instinkte der Person, welche er für Dalkens' Tochter hielt, und ohne Achtung vor einer Familie, die ihn mit liebreicher Herzlichkeit aufgenommen, begann er ein Werk der Verführung, dessen schnelles Gelingen ihn selbst in Erstaunen setzen mußte. Laura wußte, daß der Graf mit einer jungen Frau verheiratet war, und ich bin überzeugt, daß gerade dieser Umstand, welcher sie vor dem Falle hätte bewahren sollen, wenn sie für den Grafen wirkliche Liebe empfunden hätte, im Gegentheil für sie ein desto mächtigerer Anreiz war. Als die italienische Waise der Familie, in welcher sie erzogen worden, ihrem Geliebten nach Paris folgte, gehorchte sie weniger der Leidenschaft und einer Verirrung ihres Herzens, als vielmehr einer angeborenen Bosheit, welche sie einen Bruch zwischen dem Grafen und seiner Gattin hoffen ließ.«

»Aber,« sagte Doctor Savarus, »es dauerte nicht lange, so ward sie auf grausame Weise gestraft.«

»Sie meinen wohl den Vorfall in Versailles und den Befehl des Generallieutenants der Polizei, welcher sie ins Hospital werfen ließ?« entgegnete der junge Maler. »Es war dies nur die gerechte Züchtigung einer nichtswürdigen That. Als Laura und der Graf in Paris ankamen, brachte dieser sie in eine prachtvolle Wohnung, richtete ihr ein vollständiges Haus ein und machte sie unter den galanten Frauen Mode. Was konnte sie mehr hoffen? Laura wollte aber mehr. Sie verlangte von ihrem Liebhaber, daß er seine Frau verließe, und da der Graf gesonnen war, alle Vortheile seiner Stellung zu wahren, und offen jene Doppelexistenz der Männer seiner Classe zu führen, welche die geselligen Pflichten der Familie und die Befriedigung sinnli-

cher Gelüste mit einander vereinigt, so beschloß sie, durch einen öffentlichen Scandal die Bande zu zerreißen, welche den Grafen abhielten, sich ihr ausschließlich zu widmen. Sie begab sich demgemäß nach Versailles, gelangte bis zu der Gräfin von Givré, klagte ihren Gemal an, daß er sie verführt und durch ein Eheversprechen von ihrer Familie hinweggelockt habe, und im Paroxysmus ihrer Exaltation — denn dieses Weib ist eine große Schauspielerin, welche sich in ihre Rollen so einzuleben versteht, daß sie sich in Bezug auf die Wirklichkeit derselben selbst täuscht — erhob sie die Hand gegen ihre Nebenbuhlerin und versuchte ihr einen Dolchstich zu versetzen. Dies war der Augenblick, wo sie festgenommen ward und dann die schimpfliche Behandlung verlorener Dirnen erdulden mußte.«

»Mit einem solchen Weibe ist nichts zu beginnen,« sagte der Doctor Savarus mit sich selbst sprechend, »und das Licht muß uns von einer andern Seite kommen.«

Dann wendete er sich wieder zu dem Maler und fuhr fort:

»Und seit jenem Vorgang in Versailles haben Sie nichts wieder von dieser Laura gehört?«

»Erst in dem Augenblick hörte ich wieder etwas von ihr, wo ich sie in einem Spielhause der Rue Platrière traf, welche sie unter dem Namen einer Frau von Saint-Phar hielt. Sie hatte damals ein junges Mädchen von großer Schönheit bei sich, welches für ihr Kind galt und welches ich gestern in der Rue des Minimes wiedersah. Was Laura selbst betrifft, so weiß ich nicht, was seitdem aus ihr geworden ist.«

Als Frederic Dalkens, nachdem er somit Alles erzählt, was er von den Abenteuern der angeblichen Frau von Saint-Phar wußte, den Doctor wieder verlassen hatte, sagte Savarus zu Gerard:

»Der Augenblick naht heran, wo Gerechtigkeit geübt werden muß. Das, was Ihr Freund mir so eben mitgetheilt, hat in meinem Herzen Erinnerungen erweckt, welche mir zurufen, daß ich mit der Erfüllung meiner Mission schon zu lange gezögert. — Hören Sie mich an. In drei Tagen, um zehn Uhr Abends, finden Sie sich bei Ihrem Vater, dem Doctor Peyrotte, ein und bringen Sie Frederic Dalkens mit.«

»In dem Pavillon des Boulevard Montparnasse?« entgegnete Gerard. »Sie wissen aber doch, daß mein Vater mich dort noch niemals empfangen gewollt hat und zwar eben wegen dieser Frau, von welcher wir soeben gesprochen, und die mit ihm lebt.«

»Ihr Vater wird benachrichtigt werden, und wenn Sie es noch nicht wissen, so erfahren Sie hiermit, daß er mir nie etwas abschlägt.«

»Nun gut, dann werde ich kommen,« sagte Gerard, »und Frederic Dalkens mitbringen.«

»Sie werden dort Gerechtigkeit üben sehen!« sagte Savarus in feierlichem Tone.

Die Nacht war eingebrochen, als Savarus sich in dem umfangreichen Zimmer, welches er bewohnte, wieder allein sah.

Er öffnete die Thür jenes geheimen Zimmers, in welches nie Jemand außer ihm kam, und blieb einige Augenblicke darin.

Als er wieder herauskam, waren seine Augen noch feucht von den Thränen, die er vergossen.

»Wohlan,« sagte er, »thun wir das Gute, um ein großes Unrecht zu sühnen. Die Rache, wie rechtmäßig sie auch sein möge, ist stets ein Werk der Finsterniß. Sie muß geheiligt werden, damit man sie als die Gerechtigkeit Gottes betrachten könne.«

Er verließ das Haus und lenkte seine Schritte nach dem Boulevard, wo er einen Miethwagen nahm.

Eine Stunde später langte er vor einem mitten auf freiem Felde alleinstehenden Hause an, demselben, wohin Pelagie am Abend vorher mit Gewalt in einem Wagen durch einen von dem Doctor bestochenen Diener des Grafen Cardiano-Cardiani gebracht worden.

Die bejahrte Dame, welche Pelagie einen Empfang angedeihen lassen, der so ganz verschieden von dem war, auf welchen die Arme sich nach der erfahrenen Gewaltthätigkeit gefaßt gemacht, war die eigene Schwester des Doctors Savarus.

Neuntes Capitel.

Ein Glückstraum.

Was machte mittlerweile Regina — mitten unter diesen Verwickelungen und diesen einander widerstreitenden Interessen und Leidenschaften?

bedecken sehen, das Blut in ihren Adern erstarren, ihr Herz schwächer schlagen und plötzlich wie eine zertrümmerte Uhr stehen bleiben und die bleichen Lippen meines Kindes ihren letzten Seufzer aushauchen fühlen könnte, durchrieselt mich ein kalter Schauer und mein Verstand würde sich verwirren, wenn ich ein solches Bild lange in meiner Phantasie festhalten wollte. Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie einen Augenblick verkannt habe. Ich beurtheilte Sie als Vater und Sie handelten als Arzt; Sie haben heroische Mittel angewendet, um das Uebel, welches ich verursacht, zu heilen, denn ich bin es — dies sehe ich jetzt recht wohl ein — der ich das Gemüth meiner Tochter vertrocknen und ihre Gesundheit in einer verkünstelten Existenz hinwelken ließ, die ihr keine jener süßen Beziehungen der Freundschaft und der Zuneigung gewährte, welche, wie Sie mir eines Abends sagten, für das menschliche Dasein dasselbe sind, wie für den Baum die tausend Fasern seiner Wurzeln, welche sich in den nährenden Boden hineinwühlen. Sie sehen, daß ich mir jene Worte, welche anfangs eine herzzerreißende Enthüllung waren, gut gemerkt habe.«

Savarus hörte schweigend und nachdenklich den Grafen Cardiano-Cardiani an, der ihm in warmen Ausdrücken seine ganze Dankbarkeit zu erkennen gab, obschon der Doctor nicht sonderlich empfänglich dafür zu sein schien. Zuweilen machte der Ausdruck dieser Dankbarkeit ihn sogar sichtlich verlegen und er bemühte sich, das Gespräch auf andere Gegenstände zu bringen.

»Seltsamer Mann,« sagte Regina's Vater eines Tages zu ihm, »der Sie das Gute blos aus Liebe zur Wissenschaft thun und nicht einmal Lob dafür annehmen wollen.«

»Wenn ich Gutes thue,« antwortete ihm Savarus, »so ist dies ein Wassertropfen, den ich von der Fingerspitze auf einen glühenden Schmelzofen schüttle.«

»Und was ist dies für ein Schmelzofen, auf welchen Sie einen fruchtlosen Wassertropfen schütteln?«

»Das Uebel, welches die Bösen unaufhörlich auf Erden verbreiten; die Thorheiten der Einen und die Verbrechen der Andern.«

Der Graf zuckte zusammen und heftete seinen Blick auf das unbewegliche Gesicht des Doctors.

»So oft dieser Mann mir einen Einblick in seine Seele gestattet,« dachte er, »ist es als ob mein Auge in einen Abgrund tauchte, und ich fühle mich von Schwindel erfaßt.«

Bei Regina war dieses unerklärliche Gefühl von Scheu, welches ihr Vater in gewissen Augenblicken dem Doctor Savarus gegenüber empfand, dauernder und bestimmter.

Die junge Italienerin empfand sogar einen förmlichen Widerwillen. Schon mehrmals hatte sie ihren Vater inständig gebeten, diese Persönlichkeit, deren Nähe schon, wie sie sagte, sie eiskalt berührte, von ihr fern zu halten.

Nach einigen sanften Vorstellungen versprach ihr Vater ihr auch, ihren Wunsch zu erfüllen und Savarus zu verstehen zu geben, daß er seine Besuche wenigstens nicht mehr so häufig wie seither machen solle.

Kaum aber sah er ihn, so war es mit seinem Entschluß vorbei.

Der Doctor übte auf ihn einen geheimnißvollen Einfluß, dessen Wirkungen er fühlte, ohne sich von der Ursache Rechenschaft zu geben.

Der Augenblick, wo die Vermälung des Vicomte Jules von Bervilly mit Regina stattfinden sollte, nahte heran.

Nur noch wenige Tage trennten die beiden Liebenden von der so sehnlich erwarteten Stunde und Regina fühlte sich ganz glücklich, als sie bedachte, daß sie sofort nach vollzogener Trauung Paris mit ihrem Gemal verlassen würde, um sich nach Italien, nach Neapel zu begeben, wo ihr Vater sich später ebenfalls einfinden sollte.

Dann war sie sicher, den Doctor Savarus nicht wiederzusehen, und es war ihr, als müßte dann ihr Glück desto vollständiger sein. Sie setzte eben Savarus, dessen Begegnung sie an diesem Tage nicht ausweichen gekonnt, von ihrer nahebevorstehenden Abreise in Kenntniß, als Pelagie beim Heraustreten aus dem Salon, in welchem ihre Zusammenkunft mit Laura und Peyrotte stattgefunden, sie mit einander im Garten in der Nähe des Fensters promeniren sah, durch welches sie einige Augenblicke vorher die Stimme eines unbekannten Freundes vernommen.

Jules von Bervilly begab sich alle Abende nach Passy, um Regina zu besuchen und einen Vorgeschmack des Glückes zu genießen, welches ihn erwartete.

Die italienischen Sitten gestatten eine derartige Freiheit, welche von den französischen nicht geduldet werden würde.

Regina und Jules von Bervilly plauderten in gedämpftem Tone, während sie die Alleen des Gartens auf und abwandelten.

Wenn man der Zukunft so nahe ist, so spricht man gern von ihr.

Die Zukunft dieser beiden Liebenden soll sich in wenigen Tagen öffnen. Sie berühren sie beinahe mit der Hand, sie athmen schon ihren süßen Duft. Sie gleicht einem jener nahen Thäler, deren Frische sich schon im Lufthauche fühlbar macht, ehe man noch ihre bezaubernde Lage entdeckt.

Dann werfen sie einen Blick auf die Vergangenheit und Regina findet einen eigenthümlichen Genuß darin, zu bedenken, was sie gelitten, von welcher düstern Verzweiflung sie erfaßt worden, als sie glaubte, ihr Geliebter sei todt.

Sie spricht sogar von ihrer Nebenbuhlerin, von Louise von Prie und von den Martern der Eifersucht, wie man von einer Gefahr spricht, die man bestanden hat und welcher man entronnen ist.

»O,« sagte sie mit liebenswürdiger Heiterkeit, »läugne nicht, daß Du sie geliebt hast. Allerdings nicht so wie mich, aber dennoch nahm sie einen Platz in deinem Herzen ein.«

»Warum rufst Du auf so hartnäckige Weise Erinnerungen zurück, die Du vergessen mußt?« entgegnete Jules. »Regina, ich liebe nur Dich; habe ich Dir das nicht bewiesen?«

»Ja, indem Du jenen Brief schriebst, den ich die Grausamkeit besaß lesen zu wollen, ehe ich ihn an deine arme Cousine absendete, aber selbst dieser Brief beweist, daß ich Recht hatte. Jeder Bruch setzt ein Band voraus und das Band war vorhanden, da es zerrissen werden mußte.«

»Wohlan, Regina, sage mir noch einmal, daß Du mich liebst, wie ich Dich liebe, daß alle deine Gedanken mir gehören, und ich werde das aufrichtige Geständniß thun,

welches Du von mir verlangst, denn fortan darf es zwischen uns kein Geheimniß mehr geben, weder was die Zukunft, noch was die Vergangenheit betrifft.

Ein Händedruck, ein leise gemurmeltes Wort war Regina's Antwort.

»Und nun sprich ganz aufrichtig,« sagte sie dann.

»Vielleicht habe ich Louise von Prie geliebt,« antwortete Jules, »ehe ich Dich kennen lernte.«

»Vielleicht!« rief Regina lächelnd, »warum dieses Vielleicht?«

»Weil das, was ich für sie fühlte, von dem, was ich in deiner Nähe, Regina, empfinde, so verschieden ist, daß ich mich frage, ob man es wirklich Liebe nennen konnte. Es war vielmehr eine ruhige und sanfte Sympathie, ein fast brüderliches Gefühl, ein letzter Abglanz unserer Kindheit, die wir unter den Augen unserer beiden Mütter und unserer beiden Schwestern verlebt. Dieses Gefühl sollte durch eine ernstere, tiefere und wärmere Neigung verdrängt werden. Habe ich wohl einen einzigen Augenblick gezögert, sobald ich Dich gesehen, Regina? Hab ich Dich nicht von ganzer Seele geliebt? Und als Du mich auffordertest, meiner Cousine das Herz zu brechen, ihr anzukündigen, daß die von unserer Familie beabsichtigte Vereinigung nicht verwirklicht werden könnte, als Du verlangtest, daß dieser Brief durch deine Hände ginge, um Dich zu überzeugen, daß er nichts Zweideutiges, sondern einen bestimmt ausgesprochenen Bruch enthielte — hast Du mich da länger zögern sehen, als der Gedanke an den Kummer verlangte, den ich in Kerouet verursachen würde? — Arme Louise!« setzte Jules von Ver-

villy hinzu, »sie liebte, und sie hat sich zu Gott geflüchtet, um zu vergessen.«

»Wenn ich deine Cousine gewesen wäre,« sagte Regina, »so wäre ich nicht in's Kloster gegangen.«

»Und was hättest Du denn gethan, meine schöne Angebetete, wenn Du meine Cousine gewesen wärest?«

»In Frankreich wäre ich vor Gram gestorben — in Italien hätte ich meine Nebenbuhlerin erdolcht.«

»Du erschreckst mich,« sagte Jules von Bervilly lächelnd, »und ich hätte fast Lust, diese Reise aufzugeben, da die schöne Sonne deines Vaterlandes im Stande ist, so furchtbare Gedanken in Dir auszubrüten.«

»Nein, nein, wir gehen nach Italien,« sagte Regina, indem sie sich an den Arm ihres Verlobten hing. »Dort wenigstens werde ich ruhig sein, und ich werde Dich nicht eher nach Frankreich zurückführen, als bis Du deine Cousine ganz vergessen hast. Ich fühle, daß ich schon vom Tage unserer Abreise an noch glücklicher sein werde als jetzt, weil ich dann den Doctor Savarus nicht mehr sehe.«

»Du bist ungerecht gegen den Freund deines Vaters. Hast Du vergessen, daß er es war, der mich zu Dir zurückführte, der mir eine Unterredung mit deinem Vater verschaffte, der mich der Freundschaft desselben empfahl? Wären wir ohne ihn dem Hafen wohl so nahe, wie wir es in der That und Wahrheit sind?«

»Du hast Recht, aber ich urtheile einmal mehr mit meinem Gefühle als mit meinem Verstande. Wenn mein Vater, der doch stets meine geringsten Wünsche und Launen befriedigt, mir auch in diesem Punkte Gehör geschenkt hätte, so käme der Doctor schon längst nicht mehr hierher.«

»Ich kann deinem Vorurtheile nicht beipflichten, und bedenke auch noch, daß Doctor Savarus Dich gerettet hat. Was machst Du ihm zum Vorwurf? Was ist der Grund dieser seltsamen Antipathie?«

»Es ist eine Laune, wenn Du willst, aber dieselbe ist so hartnäckig, daß ich zuweilen selbst darüber erschrecke. Oft bin ich bemüht gewesen, den Widerwillen, den er mir einflößt, zu besiegen, aber stets hat eine geheime, unwillkürliche Bewegung mich von ihm entfernt. Ich empfinde in seiner Gegenwart etwas von jenem Eindrucke, den man in der Nähe von Gräbern fühlt. Eine Atmosphäre des Todes umgibt für mich gleichsam diesen Mann, und ich glaube, ich würde ohnmächtig, wenn seine Hand sich auf die meine legte.«

»Kind,« sagte Jules von Bervilly zu ihr, »der Doctor Savarus hat ein vortreffliches Herz, erfüllt von Sympathie für alle Leidenden.«

»Hast Du nicht bemerkt, daß er niemals von seiner Vergangenheit, von seinen früheren Freunden, von seiner Familie spricht?«

»Vielleicht hat er viel gelitten und wünscht zu vergessen. Als wir, ich und mein Vater, vor einigen Jahren in Deutschland waren, las ich einmal eine furchterregende Sage. Es war die Geschichte eines Mannes, der keinen Schatten hatte. Dieser Mensch hatte seinen Schatten, blos seinen Schatten, an den Bösen verkauft, um Glück und Reichthum zu besitzen. Ueberall aber, wo er erschien, war er ein Gegenstand des Entsetzens und des Abscheues. Man wich bei diesem übernatürlichen Kennzeichen seines Pactes

vor ihm zurück wie vor einem Verwünschten. Hätte er dagegen seine Seele verkauft, so hätte von diesem höllischen Handel Niemand eine Ahnung gehabt.«

»Welche Beziehung siehst Du aber zwischen diesem phantastischen Wesen und unserm Doctor?«

»Savarus, der niemals von seiner Vergangenheit spricht, der weder Erinnerung noch Gedächtniß zu besitzen scheint, kommt mir ganz so vor wie dieser Mann ohne Schatten in der deutschen Sage.«

»Was kann uns an dieser Vergangenheit liegen, möge sie sein von welcher Art sie wolle? Uns gehört die Zukunft und diese wenigstens wird durch nichts getrübt werden, meine Regina!«

Kaum hatte Jules von Bervilly diese letzten Worte gesprochen, so blieb Regina stehen und ward von einem krampfhaften Schauer erfaßt.

Dann sagte sie leise:

»Hörtest Du nichts?«

»Nein,« sagte der Vicomte.

»Ich hörte einen Tritt in unserer Nähe — dort!«

Und sie zeigte auf eine dunkle Stelle, wo sich ein Dickicht von Schlingpflanzen und Gesträuch durcheinanderflocht. Die von dem Herbst gelbgefärbten Blätter begannen schon zu fallen. Ein Windstoß fegte dieses Laub mit melancholischem Geraschel bis unter die Füße der Liebenden.

Gleichzeitig trat ein Schatten aus dem Dickicht hervor und der Doctor Savarus kam auf sie zu.

Regina ließ den Arm ihres Verlobten los und eilte schnellfüßig nach dem Hause zurück.

»Doctor,« sagte der Vicomte, »Regina sah Sie für ein Gespenst an und läuft da ganz erschrocken davon!«

Savarus faßte den Vicomte beim Arme und zog ihn nach dem Hintergrunde des Parkes.

»Kommen Sie unter jene großen Bäume,« sagte er. »Ich habe einige Augenblicke mit Ihnen zu sprechen.«

Sie verschwanden in der Finsterniß.

Als sie wieder zurückkamen, sagte der Doctor:

»Also, wir sind einverstanden — übermorgen um zehn Uhr Abends.«

Er hatte ihn eben so wie Gerard aufgefordert, bei Peyrotte, dem Skelettverfertiger, in dem Pavillon zu erscheinen, wo vor Savarus' eigenen Augen der seltsame Auftritt der Wiedererweckung nach dem mörderischen Ueberfalle auf der Place Notre-Dame stattgefunden hatte.

Ende des vierten Theiles.

Druck und Papier von Leopold Sommer in Wien.